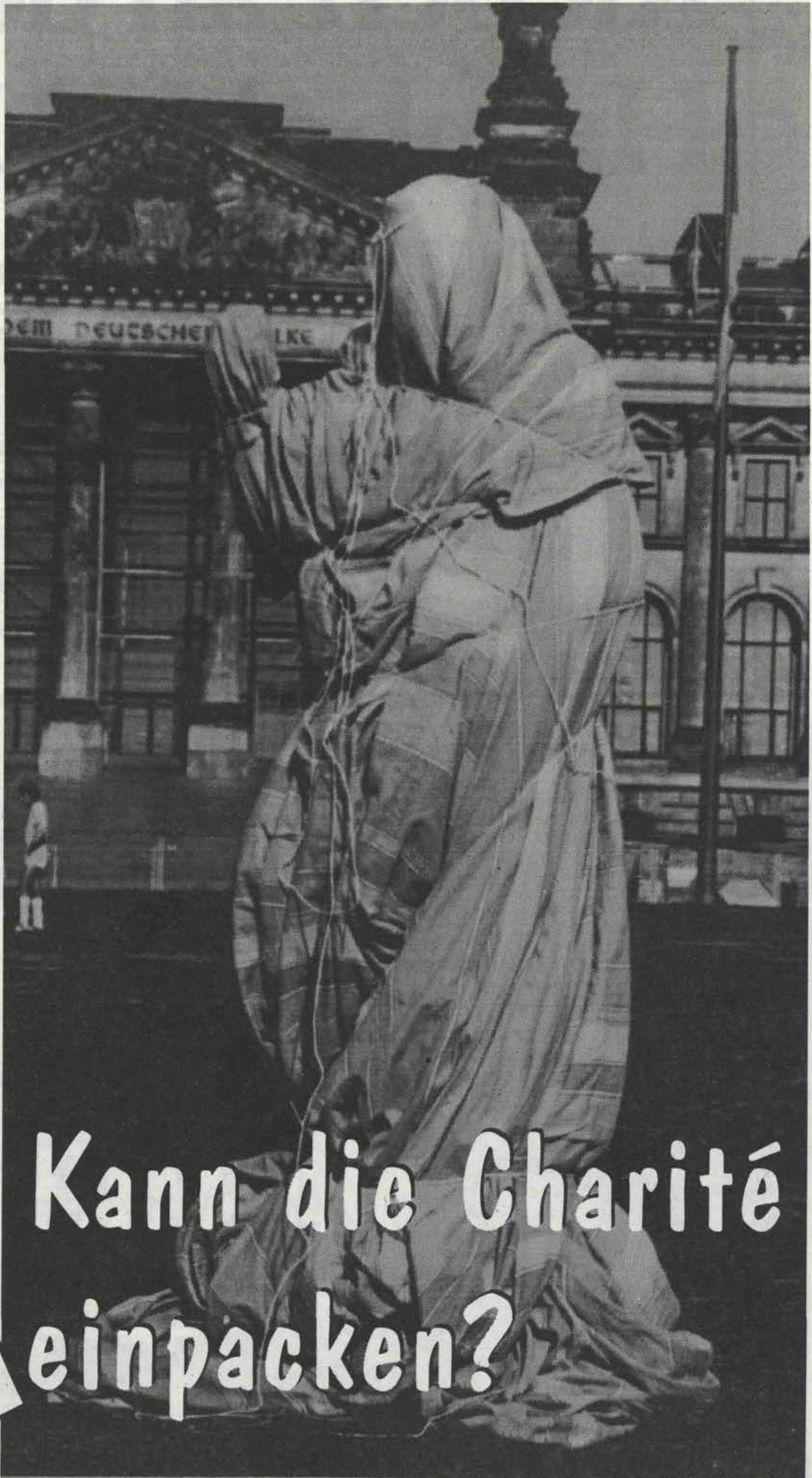


67

6.Juni 1995

AUFGEFORDERT

un



Kann die Charité
einpacken?

Kiepert an der Humboldt-Uni

Die Buchhandlung
in der Georgenstraße 2,
in 10117 Berlin-Mitte,
nahe Bhf. Friedrichstr.
Telefon 208 18 44 und 45
Fax 208 18 29



Editorial

Die Wissenschaft, vor allem aber die Universitäten haben es schwer in Berlin. Auf Sparbeschlüsse folgen Sparbeschlüsse folgen Sparbeschlüsse... Ein Weg, wie man am allermeisten sparen kann, ist der einer Zusammenlegung, Fusion genannt. Eine solche ereilte die Charité und das Rudolf-Virchow-Klinikum, die späterhin gemeinsam die medizinische Fakultät der Humboldt-Universität bilden werden. Wer und was bleibt dabei auf der Strecke, fragten wir und sahen doch Land am Horizont, denn auch eine nicht gewollte Veränderung bietet die Chance einer Erneuerung ungünstiger Bedingungen.

Daß von diesem produktivem Umgang mit der kärglichen Situation der Wissenschaft in Berlin nur wenig in alle Bereiche der Universität dringt, zeugen unsere Beobachtungen der Reaktionen auf die kommenden Sparbeschlüsse.

Über den Kampf der Dogmatiker an der FU berichtet UnAUF in Form zweier Schlaglichter: Peter Duesberg, der AIDS-Virus-Verleugner, war in Dahlem zu Gast und die langjährig erscheinende Fachschaftszeitung des Otto-Suhr-Instituts muß sich Sorgen machen über seine Weiterexistenz...

Wer das Amüsante sucht, der wird es finden können: Ob ein Besuch im Gruselkabinett, neue Museumsprojekte ans Licht holt, ob ein Thüringer Gralshüter der deutschen Sprache zu ihren edlen Weihen verhilft oder ob ein Verhüllungsversuch vor Christos großem Reichstagsprojekt um zeitlichen Vorsprung buhlt.

Nachdem dieses Heft in größter Zeitnot uns aus der Hand floß (ein neuer, schöner und schneller Laser-Drucker war daran nicht unbeteiligt), da uns die Druckerei wegen ihres Nach-Pfingsturlaubs quengelte, doch recht rasch vorbeizukommen, stürzen wir uns schon in die nächste Arbeit: den Rettungsring Nr. 5 für das WS 95/96 und das SS 96. Allen Neuvankömmlingen sei schon im voraus das hoffentlich informative Werk empfohlen.

Verbunden mit den besten Grüßen für die neu hinzugekommenen Redaktionsmitglieder, die sich im ersten Hefteinsatz wacker schlugen, wünschen wir allen Studenten und Studentinnen eine helle und erlebnisvolle Sommersonnenwende (21. Juni).

Inhalt

Titel

Glückliche Hochzeit im Senat.....	4
Interview mit Prof. Dr. Frömmel (Charité).....	6
Interview mit Prof. Dr. Scheffner (Virchow-Klinikum).....	9
Betrachtungen eines Medizinstudenten.....	11
Reformstudiengang Medizin.....	12

Politik

Zum Selbstmord von Dr. R. Mücke.....	15
Die Sparmillionen der HUB.....	16
Erhardt zum Vorschlag der HUB.....	17
Kommentar zum Berliner Hochschultag.....	18
OSI-Zeitung ohne Geld?.....	20
Njuhs.....	22

Kultur

Christos Reichstagsverhüllung.....	23
UnAUFs Verhüllung.....	24
Blick unter die Hülle.....	26
Berufsleben des Geisteswissenschaftlers.....	32
Museum für die Pathologie?.....	34
Onkel Wanja am DT.....	40
Ein Konzerterlebnis.....	41

Leben

15-Mark-Ticket.....	27
Aus aller Welt.....	48

Studieren

Studierende in Kairo.....	28
Mensa-Nord im Plastikrausch.....	29
Moneteninfo.....	31
Njuhs.....	33

Forschung

"AIDS-Rebell" Duesberg an der FU.....	37
"Der Fall von Berlin".....	44

Rubriken

Roman.....	45
Leserbriefe und Kleinanzeigen.....	46

Es ist vollbracht!

Glückliche Ehen werden im Himmel geschlossen, Klinika Hochzeiten im Senat. Auch wenn die Eheleute Charité und Virchow jetzt noch nicht so recht die weise Entscheidung verstehen wollen, so wissen wir doch alle, daß von langer Hand geplante Partnerschaften dauerhafter und effektiver sind als Liebesheiraten.

Schon kurz nach der Wiedervereinigung begannen die Hochzeitsvorbereitungen, denn drei Uniklinika könnte man sich auf Dauer ohnehin nicht leisten. Als bald waren die Brautleute ausgesucht: die alterwürdige Charité sollte mit dem schneidigen Jüngling Virchow den Bund fürs Leben schließen.

Doch noch bevor der Pastor die Frage nach irgendwelchen Einwänden stellen konnte, erhob sich aller Orts ein Jammern und Wehklagen. Die Kuppler, reich an Erfahrung, ließen von ihrem Vorha-

ben vermeintlich ab. Geld für alle genug ist nicht da, also arrangiert Euch. Aber die Verhandlungen der HU mit der FU über den nötigen Strukturwandel blieben zunächst ergebnislos. Die Vorschläge einer Expertenkommission wurden abgelehnt. Und so einigten sich Ende 1993 die medizinischen Fachbereiche der Charité und des UKRV doch auf ein Konsenspapier, eine sogenannten Ehevertrag. Dieser wurde dann die Grundlage für den Gesetzentwurf, der am 12. Oktober 1994 von SPD und CDU

eingebracht wurde.

Die Charité fühlte sich durch diesen aber betrogen. Verschiedene Punkte wie die Garantie der Zahl der Beschäftigten und der Betten und die Sicherung des Standortes Mitte mit Hilfe einer 800 Millionen hohen Investition bis zum Jahr 2004 für die Charité seien in dem Gesetzentwurf nicht wie vereinbart enthalten. Ihr tapferer Fürsprecher, Herr Dekan Mau, drohte sogar mit seinem Rücktritt, sollten diese Fragen nicht noch geklärt werden.



Um böses Blut zu vermeiden, schickten die Hochzeitsplaner ihren Delegierten Diepgen, der in einem vertraulichen Gespräch Herrn Mau die heren Absichten bestätigen und diverse Versprechen machen sollte.

Dieser schöne Zug sollte wohl so undiplomatische Äußerungen wie die des Franz Braun von der CDU: „Wir werden die Fusion auch gegen den Willen der Charité durchziehen“ mildern.

Selbst die Ritter der eiligst gegründeten Tafelrunde, sollten das Kränzlein der Ehre nun nicht mehr retten können. Die Charité e.V., bestehend aus Kuratoren und Professoren des Klinikums, setzten sich vergebens für eine „eigenständige Weiterentwicklung der Charité trotz angespannter Wirtschaftslage“ in Berlin ein.

Selbst eine Demonstration wurde angeleiert, und die vermeintliche Braut demonstrativ mit einer schwarzen Schärpe geschmückt.

Aber es kam wie es kommen mußte: am 9. 12. 1994 gaben sich die beiden dann doch das Jawort. Und wie es sich für eine emanzipierte Frau Ende des 20. Jahrhunderts gehört, wurde der Name der Braut Charité zum Familienname gewählt. Oder wie sie sich nun mit vollen Titel nennen: Universitätsklinikum Charité der Humboldt-Universität zu Berlin.

Wie es für vereinbarte Ehen typisch ist, kam bei den Frischvermählten erst gar keine Ratlosigkeit betreff der Zukunft auf. Alles war schon lange geplant und ausgetüftelt. Die Gefolgschaft des Ehegatten, das Personal der Virchow-Klinik, wurde am 1. April '95 der Ehefrau, der Charité, zugeordnet. Und ab 1.10. 1997 gibt es dann nur noch die einheitliche Fakultät Charité und pünktlich zum Jahrtausendwechsel am 1.1. 2000 verschmelzen, so will es das Gesetz, Virchow und seine Charité vollkommen. Dann wird es wirklich nur noch die Charité der Humboldt-Universität zu Berlin. Böse Freunde des Gemahls legen hier den Vergleich mit einer Spinnenpaarung nahe und pikierte Freundinnen der Gemahlin fürchten, daß lediglich deren guter Name übrigbleiben wird.

Wohlwissend solcher Gezänke und anfänglicher Befremdlichkeit der Eheleute setzten die Planer dem Paar Berater zur Seite. Zwei Kommissionen, eine für Forschung und Lehre und die andere für Finanz- und Wirtschaftsfragen, werden bis zum 30. September '97 darüber wachen, daß die bis dahin noch selbständigen Uniklinika nicht gegeneinander ar-

beiten. Aufgaben dieser Kommission sind unter anderem die Entscheidung über den Abbau von Doppelfächern, das Vorschlagen von Berufungen und sie verabschiedet die Bau- und Ausstattungspläne für ein vereinigttes Klinikum.

Aber als ob die beiden nicht schon genügend Probleme miteinander hätten, ist da auch noch der ewig besorgte Clan der nun Ehefrau, die Humboldt-Universität. Ihr war diese Verbindung von Anfang an nicht recht, aber auf ihre Einwände wollte man ja nicht hören. Schon lang vor der Hochzeit haben sie zu bedenken gegeben, daß der Fusion ein nicht zu vertretendes Übergewicht des medizinischen Fachbereiches im Akademischen Senat folgen würde.

Universitätsweit wählen die einzelnen Mitgliedergruppen in einer personalisierten Verhältniswahl, separat und voneinander unabhängig die Repräsentanten ihrer Statusgruppe. Das Übergewicht vieler Mediziner innerhalb dieser Gruppen würde dazu führen, daß der akademische Rat von ihnen dominiert werden könnte.

Der Kreis der Professoren stellt 13 Vertreter, 240 der 720 Mitglieder dieser Gattung gehören dem Medizinischen Bereich an. Die Studierendenschaft, die vier Repräsentanten stellt, besteht zu 18% aus Medizinerinnen. Die Wissenschaftlichen Mitarbeiter, die ebenfalls vier Personen stellen, setzen sich zu 62%, und die sonstigen Mitarbeiter, ebenfalls vier, sogar zu 80% aus Medizinerinnen zusammen.

Die Gremien, so wird befürchtet, werden dann von den Mediziner beherrscht. Und alle anderen unterliegen dann deren Schreckensherrschaft?

Dieses düstere Szenario vor Augen dachte man sich das Wahlkreismodell aus.

Jenes sah bei den sonstigen und den wissenschaftlichen Mitarbeitern vor, daß die Mandate zu gleichen Teilen an die Repräsentanten der Nicht Mediziner und der Mediziner gegangen wären. Die anderen Fakultäten die als Minderheiten deklariert wurden, mußten geschützt



werden. Aber der Herr Senator hatte kein Verständnis für die verängstigte Schar und berief sich auf den § 48 des Berliner Hochschulgesetzes, wonach das Wahlkreismodell dem dort festgehaltenen Gleichheitsgebot zuwiderlaufe.

Die diffusen Ängste vor der Übermacht werden auch durch den vergleichsweise riesigen Haushalt der Charité mit 1,5 Milliarden gegenüber der restlichen Universität mit lediglich 500 Millionen geschürt. Die Assoziation Geld gleich Macht, läßt hier so manche ins Jammern und Klagen verfallen.

Bei der Charité nachgefragt, wurden diese Ängste auch als unbegründet abgewiesen, denn wer sagt überhaupt, daß die sich alle auch in den Gremien so engagieren, wo man doch gehört hat, das die aus dem Virchow ohnehin etwas passiv wären, wenn sie verstehen was ich meine.

Und wenn man ehrlich ist, gibt es bis jetzt keinen konkreten Grund, der die Panik vor dem Mega Fachbereich Medizin bestätigen würden.

Aber dies wird nicht die letzte Anfechtung, der letzte Einwand oder der letzte Protest sein mit dem sich das junge Paar auseinandersetzen muß. Viele Klippen, Strudel und Untiefen liegen noch vor ihnen, bis sie wirkliche in den ruhigen Hafen der Ehe einlaufen können.

„Das sind nicht zwei ausgewachsene Elefanten...“

Die Charité und das Rudolf-Virchow-Klinikum werden fusioniert. Die finanziellen Nöte Berlins gaben den Ausschlag. Was diese Fusion für beide bisher unabhängigen Fakultäten bedeutet, wollten wir von zwei direkt Betroffenen erfahren. Prof. Frömmel wird als Prodekan für Forschung der Charité mit einem Forschungsriesen „Virchow-Klinikum“ konfrontiert. Prof. Scheffner, scheidender Dekan des Virchow-Klinikums, muß als Mann des Reformstudienprojektes Medizin nun neue Partner suchen...

Gespräch mit Prof. Dr. Frömmel, Prodekan für Forschung an der Charité

UnAUF: Herr Professor Frömmel, Sie sind Prodekan für Forschung an der Charité. Auf Sie kommen jetzt große Probleme zu auf Grund der Fusion zwischen der Charité und dem Virchow-Klinikum, das eines der modernsten Klinika in Deutschland ist und große Forschungskapazitäten besitzt. Bricht Ihnen un-

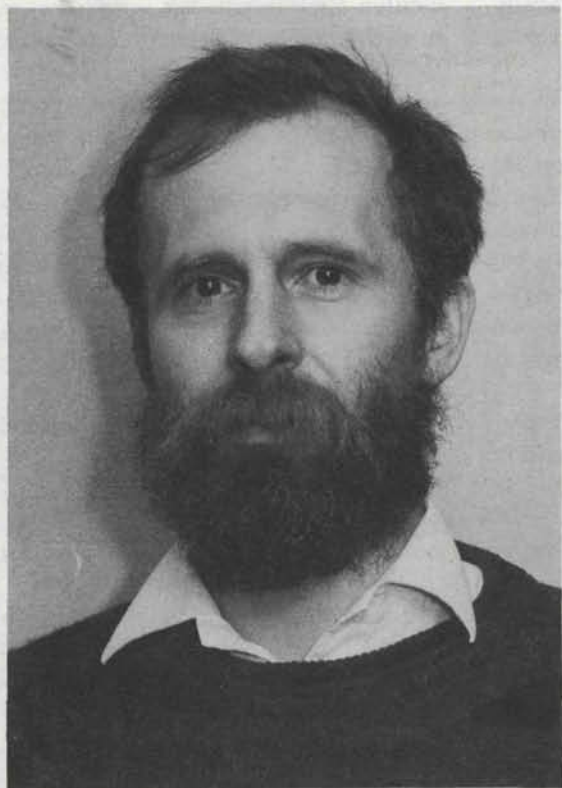
ter diesen Umständen, der Forschungsbereich auf ihrer Seite, der Charité, nun weg?

Prof. Frömmel: Der Prodekan für Forschung ist ja im Rahmen der Selbstverwaltung, d.h. im Fakultätsrat derjenige, der sich mit Forschung im wesentlichen beschäftigen soll. Er hat die Forschungskommission an seiner Seite. Das Virchow-Klinikum hat interessanterweise einen Forschungsdirektor generiert, den hatten wir zu DDR-Zeiten. Wir haben jetzt einen gewählten Prodekan für Forschung, dazwischen den Beauftragten für Forschung. Die Zusammenarbeit mit denselben Gremien auf der anderen Seite ist eigentlich überhaupt kein Problem. Die Wissenschaftler bei Virchow sind genauso gestrickt wie an der Charité; sie wollen forschen und brauchen Geld, sie wollen, daß ihre Leistungen anerkannt und honoriert werden. Die beiden Forschungskommissionen, der Professor Wahn, sein Stellvertreter in der Forschungskommission Herr Prof. Tauber auf der anderen Seite und ich sowie mein Stellvertreter Prof. Wauer- wir verstehen uns recht gut. Wir versuchen auch, Strukturen zu finden, die es

erleichtern, daß Virchow und Charité forschungsseitig zusammenwachsen können. Denn wir haben bestimmte Stärken, was z.B. die vorklinisch-klinisch-theoretischen Institute angeht, wogegen Virchow klinisch in einigen Bereichen stärker ist, jedoch kaum Institute hat. Diese Strukturen irgendwie zusammenzuführen ist nicht das eigentliche Problem. Wo es spannend wird, ist die Finanzierung. Unser Konzept ist ein anderes als Virchow es bisher hatte, aber Virchow will in unsere Richtung gehen. Wir machen projektbezogene Finanzierung, bei Virchow galt bisher eher das Gießkannenprinzip. Dafür ist die Vergabe von Forschungsflächen am Virchow-Klinikum stark leistungsorientiert. Dies haben wir bisher weniger realisieren können. Also vonseiten der Forschung habe ich gar nicht solche Angst vor dem, was auf uns zukommt. Sehen Sie, es kommen ja kompetente Einrichtungen aufeinander zu, vergleichen Sie einmal: Virchow hat, Buch mal ausgenommen, 34 Mio. DM Drittmittel. Wir sind jetzt bei knapp 23 Mio. DM Drittmittel angelangt, Steglitz liegt bei so 18 oder 20 Mio. DM.

Ich wäre da nicht so furchtsam

Durch die Fusion und die große Mitarbeiteranzahl im Virchow-Klinikum könnte es zu einem Übergewicht der medizinischen Fakultät in



Prof. Dr. med. Cornelius Frömmel

Für Christian J., 6. Fachsemester, alter Charité-ler, hat die Fusion bisher noch keinerlei Auswirkungen gezeigt. Er befürchtet zwar, daß auf ihn in Zukunft eine ärgerliche „Hin- und Herfaherei“ zwischen den einzelnen Kliniken zukommen wird, dies stellt für ihn aber kein wirkliches Problem dar. Mehr Bedenken macht ihm da die schon bestehende Entscheidungsarmut in der Charité, die nach seiner Ansicht noch steigen wird. Allgemein stört Christian an der Vereinigung, daß sie nicht gut vorbereitet gewesen sei.

den Selbstverwaltungsgremien der Universität kommen. Befürchten Sie eine Dominanz der Medizin?

Ich wäre da nicht so furchtsam. Ich denke nicht, daß diese Dominanz wirklich eintreten wird. Folgendes Problem ist entstanden: Durch das „Knurren“ auf universitärer Seite sind die Mediziner ein wenig zusammengeschmiedet worden, die sonst sehr differenziert sind und sich selten einigen und mit einer Stimme sprechen können, weil eben wirklich über vierzig Fächergruppen allein in der Medizin zusammengefaßt sind. Aber durch das „Knurren“ seitens der Uni haben sich von Virchow über die Charité bis in die Universität hinein Listenverbindungen ergeben, die diese Gefahr einer Dominanz aber wirklich in sich tragen. Andererseits hätte ich in dieser Frage keine großen Befürchtungen, denn die Medizin hat im Bereich Lehre und Forschung dieselben Probleme und Ansichten wie die anderen Fakultäten der Universitätsgenau so differenziert. Die Problemlage ist ungefähr die gleiche. Das Andere sind die Kliniken. Und da kann im Regelfall, im klinischen Betrieb, die Universität nicht viel tun. Da kommen die Krankenkassen mit ins Spiel. Also diese Dominanz, daß die Mediziner dann mitentscheiden werden, wer in der Philosophie berufen wird, das glaube ich überhaupt nicht. Die Haushalte, und dort ist der wirkliche Knackpunkt, die Haushalte sind getrennt.

Die bleiben es auch?

Die bleiben es auch. Nur ich persönlich bin nicht der Meinung, daß das besonders gut ist. Der Partner in der Universität ist auf der Seite der Forschung nicht so auf eine Zusammenarbeit eingegangen. Wir haben immer versucht, daß wir gemeinsam Projekte unterstützen. Aber das ist teilweise sehr komisch gelaufen. Wir haben da von Anfang an Modelle entwickelt, die es uns ermöglicht hätten im Forschungsbereich zu kooperieren.

Daraus ist nichts geworden. Aber es müßte schon Haushaltsbereiche geben, die sozusagen überlappend sind, daß

nieren, daß da irgendetwas aus dem Ruder läuft. Personell könnte es natürlich möglich sein, daß die Medizin etwas stärker vertreten ist im Akademischen Senat.

Es gibt natürlich organisatorische Verwerfungen

Werden die Studenten der Medizin durch die Fusion vor große Probleme gestellt? Wird es negative Einflüsse auf das Studium geben?

Es ist natürlich klar, daß ich aus Sicht der Forschung nicht alles weiß, was die Studenten unmittelbar betrifft. Aber es gibt natürlich organisatorische Verwerfungen. Folgende Studienorganisation existierte bisher: Man studierte in Dahlem die Vorklinik, das war ein eigener Fachbereich, also getrennt von den anderen Bereichen. Es ist in zwanzig Jahren nicht gelungen diese zusammenzuführen. Dann wechselte man entweder in Richtung Klinikum Steglitz oder, in den letzten Jahren in denen Virchow richtig existiert, in Richtung Virchow. Die Charité dagegen bildete schon immer zusammenhängend aus. Es gab also einen durchgehenden Studiengang. Und nun will man mit einem Mal per Gesetz die verschiedenen Ausbildungsbereiche zusammenführen. Jetzt packt man also zusammen: den durchgängigen Studiengang Charité mit Virchow, dann kommen natürlich Studenten aus der Vorklinik aus Dahlem, möglicherweise Studenten aus der Vorklinik der Charité, weil die klinische Kapazität der Charité nicht ausreicht, um alle Studenten zu über-

also gemeinsame Forschungsförderung und gemeinsame Lehraufgaben möglich sind. Da haben wir uns einiges zu sagen. Aber ansonsten glaube ich nicht, daß die Mediziner die Universität dahingehend domi-

nehmen, die aus der Vorklinik kommen. Und all das muß nun zusammengeführt werden. Von den Kapazitäten müßte es allerdings machbar sein. Das zweite ist, ohne das wir jetzt jedes Wort des Reformstudienganges, der am Virchow-Klinikum läuft, unterschreiben würden, daß wir aber die Idee und die bisherige Ausführung dazu sehr gut finden und uns ganz gerne mit eigenen Gedanken beteiligen würden. Das würde den Studenten zu gute kommen, hoffen wir. Auf der anderen Seite müssen wir dazu sagen, daß das *multiple choice*-Verfahren einiges verhindert und auch der Gegenstandskatalog ein bißchen daneben ist. D.h. um das Problem des Studium in der Medizin richtig zu lösen, müßte man möglicherweise andere Hürden beseitigen. Aber wir würden das Projekt Reformstudiengang natürlich gerne mitgehen, das wäre sozusagen das, was vom Virchow-Klinikum beigesteuert werden kann, und andererseits würden wir uns wünschen wenn das auf dem Gebiet der Forschung bei der Humboldt-Universität begonnene Projekt auch eine Fortsetzung finden würde, nämlich die Möglichkeit für interessierte Studenten Stipendien zu geben. Studenten werden also für Forschungsarbeiten bezahlt. Das sind im Jahr so um die 400 000 DM, die wir da herausgeben. Und da kann man ein ganzes Jahr aussetzen, vollkommen vom Studium freigestellt, dann bekommt man etwas mehr Geld, kommt durch und kann damit leben, oder man macht die Forschungsarbeit neben dem Studium

Ähnlich sieht dies auch Holger T., 6. Fachsemester, alter Charité-ler.

Für ihn haben sich bisher weder Vor- noch Nachteile ergeben. Er sieht lediglich auch die Anforderung an ihn, größere Strecken im Unibetrieb zurücklegen zu müssen, was etwas chaotisch werden wird. Aber, es sei jetzt auch schon recht ungeordnet. Die Fusion hält er für eine rein politische Angelegenheit. Sie, die Studierenden, wären hierbei verschaukelt worden, denn als es um die Stühle der Professoren gegangen wäre, hätten diese sich ihrer Studis erinnert und sie für ihre Zwecke zu mobilisieren versucht. Negativ empfand er auch, daß es seiner Meinung nach, nie zu einem einheitlichen Willensbekenntnis gekommen sei.

und bekommt dann etwas weniger Geld. Das ist eine Sache, die hat sich ausgezeichnet bewährt. Da sind die Studenten sehr früh an der Wissenschaft dran und das würden wir wünschen, daß wir dies im fusionierten Medizinbereich gemeinsam fortsetzen können.

Damit wären wir eigentlich am

dies im fusionierten Medizinbereich gemeinsam fortsetzen können.

Damit wären wir eigentlich am Ende. Haben wir alle Schwierigkeiten genannt?

Naja, die wahren Probleme haben wir ja noch gar nicht benannt! Die Universität hat ja Recht, wenn sie die Sache beäugt und sagt, das ist eine Elefantenhochzeit. Und denken Sie an den Haushalt, und der Haushalt hat auch etwas

Christiane, 8. Fachsemester, FU, studiert auch weiterhin Medizin an der Freien Universität. Da sie sich letztes Jahr für den Fachbereich 02, Klinikum Steglitz entschieden hat, ist sie von der Fusion kaum betroffen. Diese Entscheidung wurde von ihr nicht bewußt getroffen, genauso wenig wie alle, die sich für den Fachbereich 03, Virchow entschlossen haben, wußten, daß sie hiermit einem Universitätenwechsel zugestimmt haben. Verändert hat sich für sie lediglich, daß sie bestimmte Kurse, die nur in Virchow angeboten werden jetzt nicht mehr besuchen kann.

mit Macht zu tun, der Haushalt ist deutlich höher als vom Rest der Universität. D.h. die beiden Klinika liegen zusammen bei mehr als eineinhalb Milliarden DM Jahreshaushalt. Da zahlen die Krankenkassen und da zahlt das Land usw. Es ist also ein Riesenbrocken. Das hat auch etwas mit Macht zu tun. Sagen wir es einmal negativ, Fehlentscheidungen auf diesem Gebiet sind viel schlimmer, als wenn ich Fehlentscheidungen treffe bei meinem persönlichen Haushalt. Das ist das eine, das zweite ist das nicht Symmetrische.

Der Ost-West-Konflikt spielt nicht so eine große Rolle.

Das sind nicht zwei ausgewachsene Elefanten. Sondern das eine ist ein sehr junger Elefant, der hat sich gerade entwickelt, steht wieder am Anfang einer Karriere, so hofft man. Und der andere ist ausgewachsen, groß, prächtig ausgestattet und in der Landschaft groß geworden, die jetzt existiert; der eine ist nur hinzugekommen. Es wäre möglicherweise wünschenswert gewesen, die Charité noch ausdifferenzieren zu lassen. Dieses asymmetrische Verhältnis birgt natürlich Konflikte in sich. Einerseits heißt es: Wir haben das seit zehn Jahren so gemacht, das ändern wir nicht; was die Charité an Ideen gefunden hat, wird abgetan. Das können die ja höchstens

seit drei Jahren gemacht haben oder fünf, ansonsten ist es ja noch aus DDR-Zeiten und ist deswegen schon problematisch (was ja nicht sein muß).

Das ist ein Konflikt, der auf uns zukommt. Desweiteren die Einbettung in die politische Landschaft, was der Charité, auch der Universität, sehr schwerfällt zu realisieren. Woanders existiert die entsprechende Lobbyarbeit, die können auf Jahrzehnte Vorarbeit bauen, und dementsprechend toleriert man seitens der Politik gewisse interne Entscheidungen. Das ist hier nicht so.

Das Virchow-Klinikum hat nur ganz wenige Institute, und Institute denken anders als Kliniken, was sie ja auch müssen. Wo Virchow zwei oder drei Institute hat, haben wir vier-

zehn. Wir sind durch die Vorklinik in vielen Bereichen naturwissenschaftlicher ausgelegt. Es wird einfach im Klinikumsvorstand nicht daran gedacht, daß man noch andere berücksichtigen muß. Die Schwerpunkte liegen jeweils woanders.

Der Ost-West-Konflikt als solches, so glaube ich, spielt dabei nicht so eine große Rolle. Er wird ab und zu mal hochgespielt werden.

Aber das hängt sicher auch mit der Integration von West-Professoren in der Charité zusammen?

Ja, ungefähr die Hälfte ist aus den alten Bundesländern. Diskussionen um einen Ost-West-Konflikt sind eher als vorgeschoben zu betrachten, um eine politische Argumentation zu haben und dann wechselseitige Unterstellungen zu motivieren. Das ist alles nicht weiter ernstzunehmen. Die Ängste der Mitarbeiter, daß durch diese Fusion Personalabbau betrieben wird, sind allerdings nicht so einfach abzutun. Wogegen man sich wehren muß, sind solche Billiglösungen, daß man sagt: Nur freiwerdende Stellen werden gesperrt und abgebaut. Das ist ein Problem, das entstehen kann, wenn man diese Fusion so betrachtet, es ist ja gesetzlich verboten, mit Fusionsbegründungen jemandem zu kündigen. Wenn das so ist, dann ist nur dort Personalabbau zu erwarten, wo leistungsfähige Gruppen sind, wo die Leute wegberufen werden etc. Das sind dann eben die Besten. Diese Methode ist abzulehnen. Das Vernachlässigen des

Standortes Mitte ist ja im Gesetz ebenfalls nicht erlaubt, es ist ja auch vom Abgeordnetenhaus überhaupt nicht erwünscht. Das kann man aber so Schritt für Schritt machen. Das ist eine Gefahr, daß Klinikbereiche, die hier renoviert werden müssen, nicht berücksichtigt werden unter dem berühmten Kostengrund und man sagt: Dort gibt's ja Betten etc. Die Medizin ist ja, wie die Universität insgesamt, auf Standortlösungen angewiesen. Und trotz moderner Informationstechniken möchte man ja mal mit seinem Gegenüber an einem Tisch sitzen und sich mit dem unterhalten. Das geht nicht über kilometerweite Entfernung. Wir brauchen Campuslösungen, auch hier an der Charité. Die Gefahr, die man sieht, ist, daß man aus reinen Kostengründen so etwas auseinanderreißt, weil man nämlich nicht berechnen kann, welchen Gewinn das bringt. Wissenschaft - also Forschung und Lehre - ist viel schlechter zu rechnen als die Ausnutzung von Betten. Letzteres ist eine Zahl, das andere aber ist - ja was denn? - eine Publikation, ein Kongress, ein gut ausgebildeter Student. Wer mißt denn heutzutage seine Studenten und guckt nach, was aus denen geworden ist, die bei uns mal studiert haben? Also da ist keine gute Leistungsbewertung möglich.

Und das liegt wahrscheinlich in der Verwaltung des Senats begründet bzw. in den politischen Gremien, die nach eingespielten Entscheidungsmustern verfahren?

Man muß zugeben, daß es schwierige Entscheidungen sind. Berlin ist zur Zeit arm. Zweitausend Betten sollen abgebaut werden im Land, weil von 35 000 Betten so und soviel zuviel sind - wir haben in der Universität nur fünftausend, wir bauen 20% ab. Was die Landesbetten anbetrifft, so sind es nur 3%, die abgebaut werden. Wenn man die Relationen so verschiebt, wenn man städtische Krankenhäuser sehr stark unterstützt, die universitären bis auf Virchow ziemlich hängenläßt (denen in Steglitz geht es auch nicht so gut) - wenn das sozusagen die Grundhaltung ist, dann ist das schon ein bißchen traurig. Man liebt die Universitäten in Berlin nicht sonderlich. Es ist also kein gutes Klima in Berlin. Also Baden-Württemberg ist für mich ein besseres Beispiel, dort hat man eine Beziehung zur Wissenschaft. Was die aufgebaut haben an Wissenschaftsparks usw... das will man in Adlershof mal machen. Aber wann?

Vielen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch führten HeLe und ulli

Gespräch mit Prof. Dr. Scheffner, scheidender Dekan des Rudolf-Virchow-Klinikums

UnAUF: Herr Prof. Scheffner, Sie sind nun an die Humboldt-Universität gekommen, sind Sie damit glücklich?

Prof. Scheffner: Ich hoffe, ich werde glücklich. Im Augenblick ist furchtbar viel Umstellung, Neues kommt auf uns zu, was den bisherigen normalen Arbeitsablauf beeinflusst und stört. Aber es ist ganz selbstverständlich, daß es bei dieser Neuordnung der Hochschulmedizin eine Fülle von Stolpersteinen gibt, und man darf sich von diesen Stolpersteinen nicht so beeindrucken lassen, daß man die ganze Angelegenheit nur danach beurteilt. Ich hoffe allerdings, daß die Stolpersteine nicht überhand nehmen und vor allem nicht wahllos auf den Weg gestreut werden. Vielmehr daß man sich bemüht, einen Umgangston zu finden, der jedem zur gleichen Firma nun Gehörigen, die Möglichkeit läßt, sein Leben zu leben und gleichzeitig ein neues gemeinsames anzufangen.

Keine kosmetischen Arabesken

Herr Prof. Scheffner, Sie sind ja einer der maßgebenden Initiatoren des "Reformstudiengangs Medizin" am Virchow-Klinikum. Wie beurteilen Sie die Chancen dieses Reformstudiengangs im Lichte der nun zu vollziehenden Fusion.

Zuerst eine Vorbemerkung. Der Reformstudiengang ist noch nicht eingeführt. Die Vorarbeiten sind getan. Das umsetzungsfähige Curriculum ist erarbeitet worden. Und wir hoffen auf die Realisierung sowie die rechtlichen Voraussetzungen dafür stimmen.

Ansonsten hoffe ich natürlich, daß die Humboldt-Universität sich den Reformbestrebungen nicht verschließen will und verschließen wird. Und ich hoffe auf die Reformfreudigkeit der Kollegen an der Humboldt-Universität, auch auf die Bereitschaft derjenigen, die früher schon unter anderen Bedingungen, gewisse Reformansätze zu DDR-Zeiten hatten und auch auf die Mithilfe derjenigen, die in einer ganz andere Weise

Lehre, Studium und Prüfungen gestaltet haben, als es im Westen möglich war. Natürlich muß man jetzt erst die einzelnen Kollegen gewinnen, dadurch daß man sie näher informiert über das, was auf sie zukommt. Und eins muß man von vornherein sagen, das was wir mit dem Reformstudiengang Medizin wollen, sind keine kosmetischen Arabesken. Es ist eine grundlegende Änderung des Medizinstudiums. Und diese wird von allen Leuten der Politik, der Wissenschaft, der praktischen Medizin gefordert, aber keiner macht sich wirklich klare Vorstellungen, wie schwierig sie zu erreichen ist.

Wird denn mit diesem Reformstudiengang die Chance eröffnet, die erst seit kurzem an der Humboldt-Universität eingeführte Praxis der multiple choice - Prüfungen, zu verändern?

Ja eindeutig! Das multiple choice-Verfahren ist bei uns nicht vorgesehen. Sie wissen aber, daß der Reformstudiengang ein Pilotprojekt ist und nicht für alle neuanfängenden Studierenden gedacht ist, weil solch grundlegende Änderungen aus Sorgfaltspflicht nur durchgeführt werden dürfen, wenn es sich wirklich zeigt, daß unsere Erfahrungen so positiv verlaufen wie wir die Erwartung haben.

Das was wir hier machen wollen, bezieht verschiedenste Erfahrungen, die man weltweit gemacht hat (Beispiel Harvard), mit Reformfakultäten mit ein und adaptiert es an die Berliner und die

deutschen Verhältnisse. Und an dieser Adaptation müssen die Hochschullehrer ganz entscheidend mitarbeiten. Und das haben wir bis jetzt mit den Virchow-Klinikern und den Vorklinikern der FU getan, nicht ohne Widerspruch, und das gleiche müssen wir nun mit den Vor-



Prof. Dr. Dieter Scheffner

klinikern der Charité tun. Das ganze Projekt ist, in meinen Augen, nur machbar, erstens als Pilotprojekt und zweitens von Anfang an verbunden mit einer begleitenden Evaluation, damit wir nicht erst nach vielen Jahren sagen, das war Murks.

Ich hoffe, daß sich die Mediziner genügend einmischen

Aus Sicht der Humboldt-Universität scheint die Fusion von Virchow-Kli-

nikum und Charité ja eine Gefahr darzustellen in bezug auf die Dominanz der Medizin an der Universität. Würden Sie diese Gefahr einer Dominanz sehen?

Monika H., Krankenschwester am Virchow Klinikum, hat schon einmal eine Klinikzusammenlegung mitgemacht. Zwar hatte die Fusion für sie bis jetzt noch keine Auswirkungen, doch sie vermutet, daß es nicht anders ablaufen wird, wie bei der Fusion von Virchow und Westend. Ihrer Meinung nach würden die Personen, welche durch die Vereinigung auf sogenannte Überhanglisten rutschten, zu frei verfügbarem Personal, welches überall hingeschoben werden wird. Und man müsse dann noch dankbar sein, daß man seinen Arbeitsplatz nicht verliert und „nur“ die Arbeitsstelle und den Stadtbezirk wechseln müsse.

Zuerst einmal möchte ich sagen, ich hoffe, daß die Mediziner sich genügend einmischen, um an der gemeinsamen Universität ihren Beitrag zu leisten in adäquater Form. Ansonsten halte ich die Befürchtungen für nahezu gegenstandslos. Denken sie mal daran, daß wir drei Fakultäten an der FU waren, und die Mediziner waren in den Gremien der FU absolut unterrepräsentiert. Das Interesse der Mediziner ist in der Gremienarbeit aus verschiedensten Gründen nicht so wahnsinnig groß gewesen. Tatsache ist, daß erst nachdem ich hier Dekan wurde vor mehr als sechs Jahren, ich mich stark gemacht habe, wenigstens eine gewisse Repräsentanz und Vermehrung der spärlichen Repräsentanz in den Gremien herzustellen. Das ist mir gelungen. Aber dennoch kann man von einer Majorisierung gar nicht sprechen. Das Gefühl einer Majorisierung kommt eigentlich nur dann auf, wenn es um Finanzen geht. Da Apparate in der Medizin Riesengelder kosten, riesige Volumina finanziell einnehmen, von denen ein Geologe oder ein Sinologe immer nur träumen können, kommt ein Unbehagen zustande. Aber das liegt nicht an den Medizinern sondern an der Medizin, und den berechtigten Erwartungen der Bevölkerung an eine moderne Medizin. Ich glaube also nicht, daß die medizinische Fakultät, die anderen Fakultäten der Universität dominieren wird.

Ein WIR-Gefühl entwickeln

Aus Sicht der Charité wird die Frage bleiben, wer bei dieser Fusion blü-

ten wird. Ist die technische Überlegenheit des Virchow-Klinikums nicht erdrückend?

Ich hoffe, daß die beiden Sichtweisen: Ost-West möglichst schnell verschwinden. D.h. daß das dermals vereinigte Klinikum, die vereinigten medizinischen Fakultäten ein WIR-Gefühl entwickeln, wo es dann keine Rolle mehr spielt, was bringt der eine ein, was der andere. Die Charité hat einen eindeutigen Nachteil, das ist diese desolante

Bausubstanz. Da ist soviel zu investieren, was z.T. am Virchow vorhanden ist. Und da sind auch apparative Möglichkeiten nachzurüsten, die am Virchow da sind. Ich hoffe nur, daß man nicht sagt, weil das Virchow das hat müssen wir das auch haben. Man muß klar fragen, was brauchen wir als gemeinsame Institution. Ist das am Virchow vorhanden, können wir nicht etwas Ergänzendes oder anderes haben. Aber das wird schon aus der finanziellen Misere heraus so gefragt werden. Ansonsten muß ich sagen, es blutet keineswegs nur die Charité. Ich kann es am Beispiel der Kinderklinik illustrieren. Die Kinderklinik der Charité bekommt ca. 100 Betten in dem neuzubeziehenden Standort im Wedding, diese Kapazität könnten wir vom KAVH (Kinderklinik, d. Red.) auch abdecken. Die Charité kommt in den Wedding mit Mann und Maus, mit Schwestern, Pflegekräften, mit Ärzten, Verwaltungsangestellten etc. für diese Bettenquote nach Wedding. In diesem Maße müssen wir das KAVH nun unsere 100 Betten abbauen und das Personal für diese 100 Betten abbauen. Also die Fusion geht nicht nur zu Lasten Charité. Im Zweifelsfall entscheidet bei der Fusion, die persönliche Leistungsfähigkeit und die wissenschaftliche Qualifikation. Und wir haben im Wedding ja ein völlig neues Konzept bei der Verga-

be von Forschungsflächen z.B. eingeführt. Forschungsflächen werden danach nicht einer Klinik, einer Abteilung fest zugeordnet und bleiben dann Besitzstände in alle Ewigkeiten. Das würde jede moderne Forschung verhindern. Sondern an qualifizierte, d.h. durch DFG oder andere Forschungseinrichtungen geförderte Projekte, werden Forschungsflächen zeitlimitiert und an diese Projekte gebunden vergeben. Und wenn das Projekt ausgelaufen ist und nicht weitergeführt wird, fallen die Forschungsflächen wieder zurück und können an jemanden anders vergeben werden. Damit werden also diese Erbpachthöfe vermieden. D.h. auch hier gilt, Qualität geht vor irgendwelche dauerhaften Besitzansprüchen! Ich hoffe, daß eine gleiche Qualifizierung auch in der Lehre möglich ist. Selbstverständlich bin ich an qualifizierter Lehre genauso interessiert, wie an qualifizierter Forschung. Und da einen Standard zu entwickeln, der auch auf dem Prüfstand einer Ausbildungsforschung Bestand hat, das ist noch eine Aufgabe der Zukunft.

Ihnen ist vorgeworfen worden, daß Virchow-Klinikum betreibe die Fusion nur, um an den Namen der Charité heranzukommen. War das ein berechtigtes Kalkül für die Fusion?

Ich möchte ganz klar sagen, beileibe nicht! Mir ist der Name im Grunde genommen gleichgültig, wenn hinter dem Namen nicht der Wille zur Exzellenz steht, zu einer guten, dem Fortschritt verpflichteten Krankenversorgung auf höchstem Niveau, einer Forschung auf internationalem Niveau und einer Lehre die es mit allen Reformuniversitäten aufnehmen kann. Wie ich dann heiße ist

Frau, 8. Fachsemester, Virchowianerin, hatte sich der einst für den Fachbereich 03 ausgesprochen und war im ersten Augenblick geschockt, als sie erfuhr, daß sie nun keine FUlerin mehr war, sondern Studentin der Humboldt Universität. Für sie ist es nicht plausibel, daß Virchow in die Charité eingegliedert wurde. Sie ist der Ansicht, daß lediglich die HU gefördert wird und von der ehemals so großen FU alles abgenabelt wird. Konkret hat sich für sie aber in ihrem Studienablauf bisher nichts geändert.

mir gleichgültig, denn dann wird man mich nach der Leistung nicht nach dem Nimbus eines Namens beurteilen.

Vielen Dank für das Gespräch!

Das Gespräch führte ulli

fusionabimus, fusionamus, fusionavimus

Mit dem 01.04.1995 ist das Rudolf-Virchow-Klinikum an die Humboldt-Universität gewechselt. Die Charité und das RVK sollen fusioniert werden. Betrachtungen eines Medizinstudenten.

Fusion - wer das heute liest, denkt an die Länderfusion Berlin-Brandenburg, Volksabstimmung, Fernsehdebatten und vielleicht an die kommenden Wahlen. Doch in diesem, unserem Lande wird noch mehr fusioniert als Bär und Adler, anderes als Großstadtbaustelle und märkische Heide. Außerdem findet bei weitem nicht immer eine Volksabstimmung zum entsprechenden Vorhaben statt. Bei Fusion denkt dieser oder jene vielleicht auch an Atomkerne, an Mercedes Benz und MBB, - doch die Fusion, auf die dieser Artikel eure Aufmerksamkeit lenkt, handelt nicht von alledem:

Diese Fusion liegt direkt vor unserer Nase (Wenn auch selbst die Fusionierten überwiegend noch kaum etwas von ihr bemerkt haben; bemerkenswerterweise.)

Die Rede ist vom Virchow-Klinikum und der Charité.

Vor noch gar nicht allzu langer Zeit besetzten Hunderte von Medizinstudenten und -studentinnen den Berliner Senat, um deutlich und markant gegen die damals noch geplanten Umstrukturierungen in der vor allem medizinischen Hochschullandschaft zu protestieren. Kurz- und langfristig ohne Erfolg, wie sie sich jetzt eingestehen müssen, denn nicht nur gelangten die Besetzer des Senatsgebäudes (unfreiwillig) durch die (einschlagenden) Kräfte der Ordnungshüter ins Freie, sondern auch ist das „Gesetz zur Neuordnung der Hochschulmedizin in Berlin“, kurz UniMedG, inzwischen beschlossene Sache.

Seit dem 1. April ist die Humboldt Universität um eine Fakultät reicher und befindet sich nun in dem außergewöhn-

lichen Zustand, über zwei unabhängige medizinische Fakultäten zu verfügen. Außergewöhnlich oder nicht, zeitweilig auf jeden Fall, denn bis zum 01. 10.1997 sollen die beiden Fakultäten zu einer gemeinsamen Fakultät zusammengeführt sein, bis zum 01.01.2000 gar seien sie ein einziges Universitätsklinikum.

Mit dem Wechsel des Rudolf-Virchow-Klinikums (RVK) ist die HUB nun um über 2000 Studierende reicher. Denn das teilweise brandneu aufgebaute und teilweise modernisierte RVK im Wedding gehörte bis zum 01.04.1995 zur FU. Noch nicht für alle Studierenden vollends geregelt scheint jedoch, ob sie vielleicht doch lieber an der dritten Universitätseinrichtung Berlins, dem Benjamin-Franklin-Klinikum in Steglitz, eingeschrieben sein möchten und damit zur FU gehören wollen. Diese

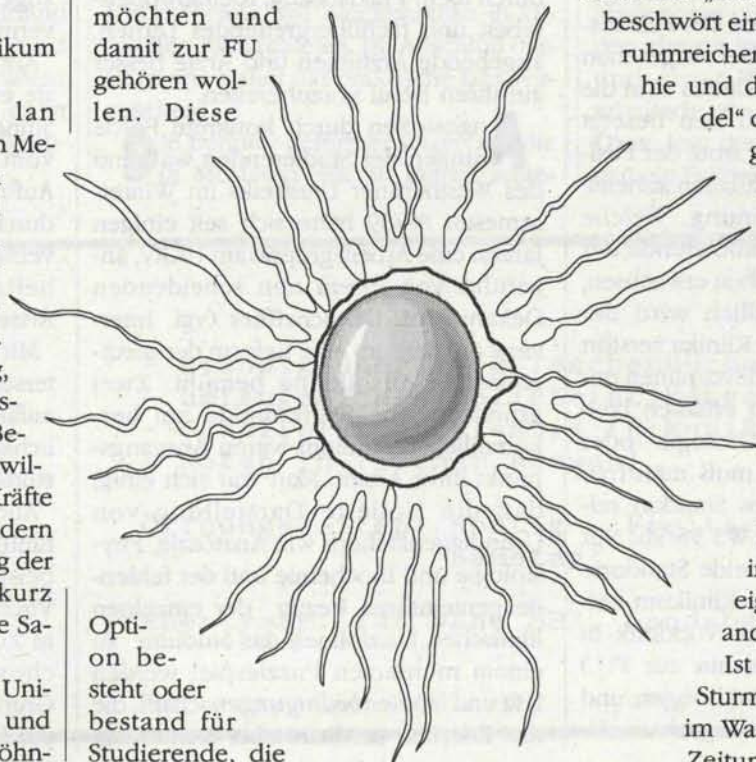
noch in der „Grundlagenmedizin“ in Dahlem immatrikuliert sind bzw. waren. (Also, zur FU gehörten bis zum 01.04.1995 drei Medizinfachbereiche: Grundlagenmedizin Dahlem = Vorklinik, Klinikum Steglitz und das ehemalige UKRV im Wedding, das jetzt, seit dem 01.04.1995, als RVK zur HUB gehört.)

Das Spannende nun ist, das von den großen Veränderungen in der Berliner Mediziner Ausbildung trotz vieler heißer Debatten in Presse und Landtag, trotz vieler Gutachten, Stellungnahmen und Interventionen, Vollversammlungen, Proteste, Petitionen, im (Medizin) Studentenalltag an der Charité kaum etwas von diesen Umstrukturierungen wiederzufinden ist. Zwar äußert vielleicht ein Dozent seinen Ärger über den „Ausverkauf“, der stattfindet, beschwört ein unterrichtender Arzt die ruhmreichen, vergangenen Zeiten, ist hie und da von „Etikettenschwindel“ die Rede, fürchten die Angestellten den kommenden Zusammenlegungs-

rotstift, doch Kurse und Seminare finden statt wie gehabt. Rechtlich kann noch kein Student der Charité Kurse am RVK belegen, noch vice versa. Andererseits nehmen Studenten des RVK weiterhin an Kursen ihrer ehemaligen Schwesterfakultät in Steglitz teil, welche ja eigentlich jetzt sogar einer anderen Uni angehört.

Ist das die Ruhe vor dem Sturm? Oder stürmt der Sturm im Wasserglas?

Zeitungsüberschriften titulie-



Option besteht oder bestand für Studierende, die

ren: „Start in eine neue Ära der Berliner Medizin“ (Tagesspiegel), „Klinikriese setzt mit Neubau Signale“ (Berliner Zeitung). [Lies „Riese“ nicht „Kriese“]. Vor noch gar nicht langer Zeit wurden andere, farbige Bilder von dieser Klinikumshochzeit gemalt. Bilder von der Hochzeit einer berühmten, alten Dame des Hochadels, leicht verarmt, aber mit Ländereien am besten Platze versehen, und einem Namen wie VONUNDZU mit einem jungen, aufstrebendem Herren, karrierebewußt und den besten Beziehungen, völlig neu eingekleidet und ausgestattet.. Die Hochzeit „der Diva und des Gigolo“.

H heute präsentieren sich beide Klinika in trauter Eintracht vor der Presse. „Packen wir's an“-Atmosphäre wird versprüht, doch der Verteilungskampf, in dem es darum geht, wo welche Schwerpunkte gebildet werden, wo auf welche kleinen Fächer verzichtet werden kann, also wo Stellen und Gelder gestrichen werden, hat längst begonnen. Denn schließlich soll durch die Fusion ja Geld gespart werden. Der Senat freut sich, denn jetzt muß er bald nicht mehr entscheiden, wo die Kürzungen ansetzen könnten. Jetzt müssen die Klinika das unter sich ausmachen. Ein neues Herrschaftsprinzip ist erfunden: „Fusiona et impera.“ Und wie auch hier die Presse richtig bemerkt hat, wird „Berlin kein Einzelfall bleiben“, auch in München wird über Klinikfusionen diskutiert.

Zu erwähnen bleibt, daß an beiden Fakultäten neue Dekane gewählt worden sind. Es haben nicht nur Wahlen stattgefunden, wie sie im Rahmen des Fusionsprozesses vom Gesetzgeber vorgesehen waren, nein, an beiden Klinika sind die Dekansposten personell neu besetzt worden. Ob wegen, oder trotz der Fusion fällt natürlich der Spekulation anheim, bleibt persönliche Meinung. Welche Konsequenzen für uns Studierende der Medizin aus dem Geschehen erwachsen, bleibt unklar. Letztendlich wird der Campuscharakter beider Klinika zerstört werden, wenn einige Teildisziplinen nur noch an einem Standort erhalten bleiben. Für seinen/ihren Urologie- oder Kinderheilkundeschein muß man/frau dann eben zum anderen Standort reisen. Eventuell schon ab WS 95/96. Nur die Vorklinik bleibt für beide Standorte in Mitte, da das Virchow-Klinikum keine Vorklinik besitzt. (Die Vorklinik in Dahlem gehört ja weiterhin zur FU.) Heißt das, viel Geduld mitbringen und Suchen im Umstrukturierungschaos, U-

Bahn-, Fahrrad-, und Bus-Fahren? Die Studierenden können natürlich Einfluß nehmen auf die Veränderungen. Schließlich kann man gerade während Veränderungen auf seine Rechte pochen und seine Vorstellungen einbringen. Studierende, wo sind Eure Vertretungen? Stärkt ihnen den Rücken. Wer sucht, wird offene Ohren finden. Ein Gesprächsangebot von Seiten der Gestalteten besteht durchaus. Studierende sind schließlich ein wesentlicher Bestandteil einer Uni-

klinik und gestalten sie ebenso wie ihre Direktoren.

Doch zurück zur Verkehrssituation. Vielleicht setzen sich Überlegungen, einen Schiffs-Shuttle auf dem Berlin-Spandauer-Schiffahrtskanal einzurichten, der beide Klinika miteinander verbindet, ja doch noch durch, und wir werden dann unseren Enkeln von einer lustigen Seefahrt erzählen können.

Christian Nolte

Virchows Morgengabe

Reformstudiengang Medizin unter dem Dach der Charité?

Der 31.3. dieses Jahres war gleich in zweifacher Hinsicht ein wichtiges Datum für die Berliner Hochschulmedizin. Er markierte nicht nur den offiziellen Übergang des Weddinger Universitäts-Klinikums Rudolf Virchow (UKRV) von der FU an die Humboldt-Universität. Am selben Tage wurde dort im Rahmen eines Symposiums ein fertiger Entwurf eines Reformstudiengangs vorgestellt, der verspricht, durch mehr Praxisbezug, Kleingruppenarbeit und fachübergreifendes Lernen, angehende Ärztinnen und Ärzte besser auf ihren Beruf vorzubereiten.

Angestoßen durch konkrete Forderungen der Studierenden während des Westberliner Unistriks im Wintersemester 88/89 hatte sich seit einigen Jahren eine Arbeitsgruppe am UKRV, angeführt von ihrem nun scheidenden Dekan, Prof. Dr. Scheffner (vgl. Interview auf S.9) um eine Reform der medizinischen Ausbildung bemüht. Zwei grundsätzliche Kritikpunkte am herkömmlichen Studium waren Ausgangspunkt ihrer Arbeit: Man war sich einig, daß die isolierte Darstellung von Grundlagenfächern wie Anatomie, Physiologie und Biochemie und der fehlende gemeinsame Bezug der einzelnen klinischen Disziplinen das Studium zu einem mühsamen Puzzlespiel werden läßt und Studienbedingungen schafft, die das Erlernen medizinischer Kenntnisse

und Fertigkeiten unnötig erschwert. Hinsichtlich der Studieninhalte plädieren die Reformer auch dafür, den Studenten früher und in größerem Umfang Gelegenheit zu geben, praktische Erfahrung im Umgang mit Patienten zu gewinnen. Ein weiteres Ziel der Arbeitsgruppe ist es, darauf hinzuwirken, daß naturwissenschaftliche Aspekte der Medizin in Zukunft nicht mehr isoliert, sondern in Zusammenhang mit den psychischen Bezügen und ihrer sozialen Bedeutung vermittelt werden.

Auf dem erwähnten Symposium stellte sie ein Curriculum für einen in diesem Sinne reformierten Studiengang vor, das vom Akademischen Senat der FU in Auftrag gegeben worden war und auf durchweg positive Reaktionen bei der versammelten Prominenz - von Gesundheitssenator Luther bis zu Berlins Ärztekammerpräsident Ellis Huber - stieß.

Mit etwas Glück wird sich ab dem Wintersemester 96/97 für rund 60 Studienanfänger am Virchow-Klinikum die Möglichkeit bieten, nach diesem Lehrplan zu studieren.

Auch die Charité wäre im Falle einer Einführung dieses bislang bundesweit beispiellosen Reformstudiengangs bei Virchows betroffen. Schließlich wird sie in Zukunft für die Ausbildung der Virchow-StudentInnen in Fächern der Grundlagenmedizin zuständig sein. Nach der für das Jahr 2000 angepeilten Verei-

nigung der beiden Fakultäten könnte sie sich womöglich selbst mit dem Modellprojekt profilieren.

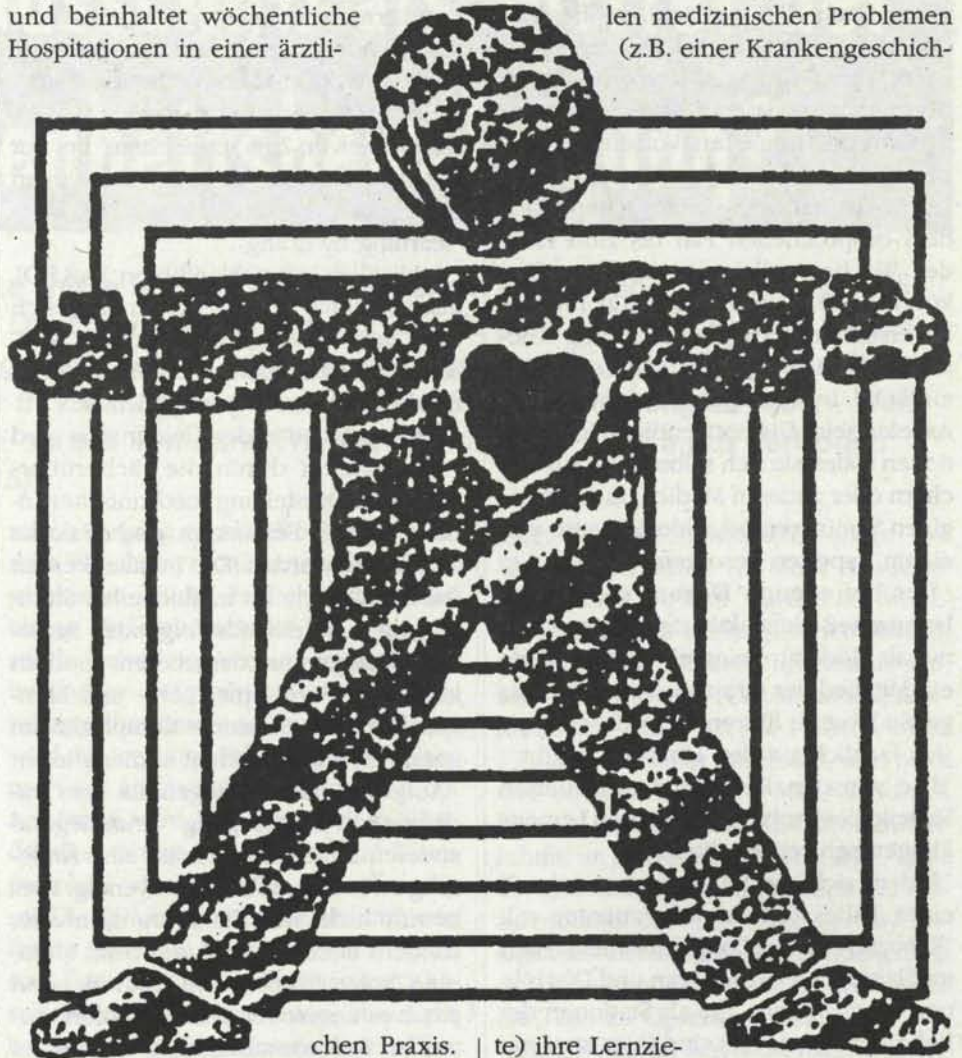
Die Chancen dafür stehen nicht schlecht. International haben medizinische Reformstudiengänge Erfolg, die den Studierenden mehr Verantwortung für den eigenen Lernprozeß zubilligen und einen früheren und umfangreicheren Praxisbezug vorsehen. Es gibt sie z.B. an der Universität McMaster (Kanada), in Linköping (Schweden), an der Rijks-Universität Maastricht-Limburg (Niederlande), in den USA in Albuquerque (New Mexico) und nicht zuletzt an der „Medical School“ von Harvard, wo die Einführung eines Reformstudiengangs bald zu Protesten der Studierenden und Lehrenden des herkömmlichen Ausbildungszweigs führte, die auch vom „neuen Weg“ profitieren wollten.

Worin soll sich das geplante Modellprojekt am Virchow-Klinikum nun vom traditionellen Medizinstudium unterscheiden, dessen Reform auch der Wissenschaftsrat und die Sachverständigengruppe im Bundesministerium für Gesundheit fordern?

Im herkömmlichen Studium ist es üblich, sich zunächst vier Semester lang nur mit Aufbau und „Funktionsweise“ des (gesunden) Körpers zu beschäftigen, bevor sich die StudentInnen das erste mal intensiv mit Verletzungen, Krankheit und Sterben konfrontiert sehen. Diese Trennung zwischen „Vorklinik“ und „Klinik“ ist im Reformstudiengang aufgehoben. Statt dessen sollen dort „die natur- und geisteswissenschaftlichen Grundlagen von Beginn des Studiums an anhand konkreter Problemstellungen und zusammen mit den klinisch relevanten Inhalten vermittelt werden“, wie es in einem Informationsblatt der Arbeitsgruppe heißt.

Der erste Studienabschnitt (1.-5. Semester) orientiert sich dabei weitgehend an Organen bzw. Organsystemen und beinhaltet wöchentliche Hospitationen in einer ärztli-

wendete Methode des Problemorientierten Lernens (POL), bei der die Studierenden sich ausgehend von realen medizinischen Problemen (z.B. einer Krankengeschich-



chen Praxis. Der zweite Studienabschnitt (6.-10. Semester) ist nach Lebensabschnitten gegliedert und umfaßt mehrwöchige Blockpraktika in klinischen Fachgebieten. Im Anschluß daran ist wie bisher das praktische Jahr vorgesehen.

Die Berliner Reformer setzen auf die in McMaster seit 30 Jahren ange-

te) ihre Lernziele in Kleingruppen weitgehend selbst erarbeiten. So beginnt und endet die Woche nach dem Mustertundenplan mit Treffen der Arbeitsgruppen, die aus jeweils sieben StudentInnen und einer Wissenschaftlichen MitarbeiterIn als LeiterIn bestehen sollen. Diese legt der Gruppe am Montagmorgen ein Fallbeispiel vor - sei es in schrift-

Antiquariat

Kurt-Georg Zeisig



Ankauf Verkauf Versand

Bücher Platten Noten
Partituren

Ebertystraße 51

10249 Berlin

Tel.: (030) 4 27 37 54

- ständig über 1000 Taschenbücher Stk. 2.- DM.
- umfangreiches Belletristikangebot
- Schallplatten-Klassik (E-Musik) Stk. 5.- DM.
- Noten in reicher Auswahl

Öffnungszeiten: Montag - Freitag 10.00 - 18.30
Samstag: 9.00 - 14.00

Ebertystr. ist Nähe SEZ, Landsberger Allee.

licher Form oder als Begegnung mit einem Patienten - anhand dessen ein medizinisches Phänomen studiert werden kann. Nach Klärung unklarer Begriffe und der Definition des Problems versucht die Gruppe durch ein „brain storming“ Vorwissen zu aktivieren, sortiert die gesammelten Vorschläge und bestimmt schließlich selbst konkrete Lernvorhaben, die sie ausgehend von dem besprochenen Fall bis zum Ende der Woche realisieren möchten. Das können qualifizierte Vorschläge für eine Untersuchung, Diagnosestellung, Therapievorschläge, grundlagenmedizinische Inhalte oder psychosoziale Aspekte sein. Die notwendigen Informationen sollen sie sich selbständig aus Büchern oder anderen Medien, in einschlagigen Seminaren oder idealerweise von einem Experten besorgen.

Der betreuende Dozent soll diesen Lernprozeß nicht aktiv steuern, sondern nur als Moderator eingreifen, etwa wenn ein Mitglied der Gruppe dazu neigt, das große Wort zu führen, oder die Gruppe sich fachlich auf den Holzweg begibt.

Die von den Reformern angefuhrten Vorteile des Problemorientierten Lernens klingen sehr einleuchtend;

Indem sich die Studierenden anhand eines Falles (z.B. eines Patienten mit "Kreuzschmerzen") mit verschiedensten medizinischen Grundlagen und Disziplinen beschäftigen, die als Stationen der Behandlung relevant sind (hier etwa mit Anatomie, Neurologie, Orthopädie, Neurochirurgie und Psychosomatik), erwerben sie Wissen und Fertigkeiten im Zusammenhang, die im herkommlichen Studium auf fünf Fächer verteilt und in

Abständen von Monaten oder Jahren vermittelt werden.

Für POL sprechen auch Erkenntnisse der Lernpsychologie, die erstaunliche Abweichungen zwischen der Ausbeute unterschiedlicher Lehrmethoden festgestellt hat: Die Spannweite reicht von einer Quote von 20% "Erinnertem" bei nur Passivem Hören, wie es in Vorlesungen nicht selten vorkommt, bis zu 70% beim "learning by doing".

Schließlich lässt sich anfuhrn, daß POL auch optimal darauf vorbereitet, sich nach dem Abschluß des Studiums selbständig fortzubilden, was für praktizierende Mediziner ja unerlässlich ist.

Diese Arbeit in der Kleingruppe wird begleitet durch die fächerübergreifende Darstellung medizinischer Inhalte, die in Seminaren und Praktika angeboten werden. Die Inhalte werden dabei nicht wie im traditionellen Studiengang in aufeinanderfolgenden Semestern fachgetrennt dargeboten, sondern kehren in Form einer Lehr- und Lernspirale mit zunehmender Komplexität im gesamten Studienverlauf immer wieder.

Aufgrund der, im Gegensatz zum traditionellen Studiengang grundlegend anderen Studienstruktur ist eine Änderung im Prüfungsablauf notwendig. Dies betrifft nicht nur die Prüfungsinhalte, sondern auch die Prüfungsform. Multiple-Choice-Fragen, die überwiegend passives kognitives Wissen prüfen, treten im Reformstudiengang gegenüber der Prüfung von anwendungsbezogenem Wissen und der Fähigkeit, komplexe Fragestellungen zu beantworten, in den Hintergrund. Dafür kommen die praxisorientierten „Objective Struc-

tured Clinical Examinations“ (OSCE) und „Modified Essay Questions“ (MEQ) zur Anwendung. Diese Prüfungsformen sind nach jedem Semester als Semesterabschluprfungen vorgesehen. Studierende des Reformstudiengangs Medizin sollen dann das Studium mit dem zweiten und dritten Abschnitt der ärztlichen Prüfung nach dem 10. bzw. 12. Semester abschließen.

Mit den Prüfungen ist auch der „Knackpunkt“ angesprochen, der den Zeitpunkt des Studienbeginns noch fraglich erscheinen lässt.

Der beschriebenen Prüfungspraxis steht heute nämlich noch die derzeit gültige Approbationsordnung für Ärzte entgegen, mit deren Neufassung das Bonner Gesundheitsministerium bereits seit Jahren befaßt ist. Sie müßte zumindest durch eine Modellversuchsklausel ergänzt werden, die es ermöglicht, vom üblichen Schema abweichende Studien- und Prüfungsordnungen zu erlassen, da beim Berliner Reformstudiengang das derzeit bindend vorgeschriebene 1.Staatsexamen durch andere Prüfungen ersetzt werden soll. Die Fragen des zweiten Staatsexamens kämen wie bisher vom „Institut für medizinische und pharmazeutische Prüfungsfragen“ (IMPP) in Mainz.

Der Arbeitsgruppe „Reformstudiengang Medizin“ bleibt nach der langen Entwicklungsphase heute also vor allem Lobby- und Überzeugungsarbeit zu leisten, damit ihr Konzept einer „Reform aus einem Guß“ endlich erprobt werden kann.

Die Charité sollte das bisher von FU und der Robert-Bosch-Stiftung gemeinsam finanzierte Reformprojekt als unverhoffte Morgengabe willkommen heißen und sich dafür einsetzen, daß es bald umgesetzt werden kann. Die zahlreichen und bestimmt nicht nur positiven Veränderungen, welche die Vereinigung für die in der DDR führende Universitätsklinik gebracht hat, sollten sie auch in die Lage versetzen, flexibler auf die spezifischen Anforderungen des Reformmodells zu reagieren als die in ihrer Hierarchie viel starrer West-Unis. Auch wenn die Vereinigung mit dem UKRV von beiden Seiten nicht gewollt war - Daß man der Medizindidaktik im Osten mehr Gewicht beimaß und persönlichere Lehr- und Prüfungsmethoden pflegte, könnte ein weiteres Argument für die Charité sein, sich für die Reformbestrebungen des neuen Partners zu engagieren.

Geck

Anzeige

CAMP & TRAMP



1261 Berlin - Friedenau . Schmiljanstrae 19/20

Telefon 851 5160

zwischen Kaiserdche und

U - Bahnhof Friedrich - Wilhelm Platz

Der Ausrstungsladen für Expedition und Trekking

Der Ehrenausschuß als Mittel der Vergangenheitsbewältigung?

Der Arbeitsmediziner Rudolf Mucke "hatte in den 70er Jahren einen Anwerbungsversuch des MfS durch Dekonspiration abgewehrt. Die Ehrenkommission der Charité kam dennoch zu dem Schluß, daß Muckes weitere Beschäftigung 'unzumutbar' sei." (Morgenpost vom 25.2.1995) "Fast zeitgleich mit der Uni hatte der Ehrenrat der BVV Lichtenberg über Muckes Stasi-Verstrickung zu reden. Weil sie die als unerheblich einschätzte, sprach ihm seine Fraktion Bündnis 90/ Grüne das Vertrauen aus." (Tagesspiegel vom 25.2.1995)

Kurz nach dem vernichtenden Urteil des Ehrenausschusses stürzte sich Rudolf Mucke von einer Brücke. Der Selbstmord Muckes bildete den Anlaß dafür, wieder einmal den Umgang mit der Stasi und ihren IM's zu überdenken. Zumindest wurde so der Ehrenausschuß in den beiden Mai-Sitzungen des Akademischen Senats zum Thema.

Der Ehrenausschuß ist eine Kommission, die im Oktober 1990 durch Beschlüsse des Akademischen Senats eingesetzt wurde. Sie sollte den damaligen Rektor bei der Entscheidung über die Weiterbeschäftigung von Angehörigen der Universität unterstützen und Empfehlungen über Zumutbarkeit oder Unzumutbarkeit geben.

Das heißt in der Praxis: Nach der Regelanfrage der Uni bei der „Gauck-Behörde“ kommt der entsprechende Bescheid. Dieser wird im „Erkenntnisfall“ an den Ehrenausschuß geleitet, wo die Betroffenen die Gelegenheit haben, gehört zu werden. Danach gibt der Ausschuß eine Empfehlung an die Präsidentin, die die endgültige Entscheidung über eine Weiterbeschäftigung zu fällen hat. Also eigentlich ein Instrument, um Probleme der eigenen Vergangenheitsbewältigung uni-intern anzugehen und das Urteil „unzumutbar“ nicht nur einer Einzelperson zu überlassen.

Als Reaktion auf den Selbstmord Rudolf Muckes war der 1. Vizepräsident der HU, Prof. Detlef Krauß (Prof. für Strafrecht und Strafprozeßrecht) beauftragt worden, das Verfahren des Ehrenausschusses im allgemeinen und für den „Fall Mucke“ im besonderen zu untersuchen.

Dabei kam er zu dem Ergebnis, daß es sich bei diesem Fall um einen ganz nor-

malen Vorgang gehandelt habe und nach dem üblichen „ritualisierten Verfahren“ gearbeitet wurde. Freilich wies er auf einige Verfahrensschritte hin, die juristisch bemerkenswert, aber durch die besondere Aufgabenstellung des Ausschusses begründet seien. Zum Beispiel wird der jeweilige Fall nicht unmittelbar nach der Anhörung diskutiert. Über die Anhörung wird kein Protokoll geführt, da das einzig Objektive ein Wortprotokoll wäre und dies zu aufwendig sei. Die Diskussion und die Abstimmung finden allerdings erst nach zwei Wochen statt. Daran können auch diejenigen Ausschußmitglieder teilnehmen, die nicht bei der Anhörung anwesend waren. Eine weitere Besonderheit stellt die Regelung zur „Befangenheit“ dar. Im Gegensatz zum prozeßrechtlichen Begriff handelt es sich dabei um ein *Recht der Mitglieder*: „Jedes Ausschußmitglied hat das Recht, sich als befangen zu erklären und damit an der Behandlung eines Einzelvorganges nicht teilzunehmen.“ (Grundsätze für die Arbeit vom 5.11.1990) Ein Einzelvorgang umfaßt aber nicht etwa den gesamten Prozeß, sondern nur einen Teilschritt. Im „Fall Mucke“ hieß das, daß ein Mitglied wegen Befangenheit nicht an der Abstimmung teilnahm, sich an der Anhörung und der Diskussion aber trotzdem beteiligte. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß durch die Art einer Befragung oder innerhalb einer Diskussion die Meinungsbildung beeinflusst werden kann. Sich dann aus der Entscheidung herauszuhalten heißt doch nur, die Hände in Unschuld zu waschen. - Aber Prof. Krauß interessierte nur die Frage nach Formfehlern, zur inhaltlichen Entscheidung des Ehrenausschusses wollte er keine Stellung nehmen.

Bei dem Rechenschaftsbericht des Ehrenausschusses vor dem Akademischen Senat am 23.5. wartete der Vorsitzende mit einer umfangreichen Statistik über die bearbeiteten „Erkenntnisfälle“ und der erfolgten „Unzumutbarkeitserklärungen“ auf. (Von 380 Fällen wurden 73 als unzumutbar eingestuft, also nicht mal ein Fünftel usw.) Mit Nachdruck betonte er, daß dies unter dem Durchschnitt im öffentlichen Dienst läge. Trotz der genannten Zahlen reagierte die Präsidentin auf die Frage nach der psychologischen Beratung der Vorgeladenen mit der Bemerkung, man solle doch nicht die Täter zu Opfern machen.

Die Zweifel an den nicht nachvollziehbaren Kriterien und Grundsätzen der Entscheidungsfindung wurden nochmals deutlich, die Verfahrensweise als z.T. liederlich kritisiert, was den Akademischen Senat jedoch nicht daran hinderte, dem Ehrenausschuß für seine „sorgfältige Arbeit zu danken“...

So tragisch der Tod Rudolf Muckes ist, - die Umstände, die dazu führten, hätten die Chance für ein wirkliches Nachdenken über Vergangenheitsbewältigung bieten können. Doch selbst innerhalb der Universität wird diese Diskussion offenbar nur gezwungenermaßen und entsprechend halbherzig geführt. Statt tatsächlich Grundsätze der Aufarbeitung dieses Teils der DDR-Geschichte zu diskutieren, zieht man sich auf die formaljuristische Prüfung des *Procedere* und die Auswertung von statistischen Zahlen zurück. Erlebbar war dies nur allzu deutlich auf den beiden Sitzungen des Akademischen Senats.

Jana (Referentin für Hochschulpolitik)

Mit dem Rücken zur Wand

Elf Millionen DM hat die Humboldt-Uni als eigene Sparleistung angeboten, zu spät und zu unkonkret, um noch gehört zu werden.

Prof. Borchert, Direktor des von Schließung bedrohten Instituts für Pharmazie bat auf der Sitzung des Akademischen Senats am 23. Mai um Hilfe. Ob man denn nicht gegen die geplante Schließung seines Instituts klagen könne, fragte er an. Vizepräsident Krauß wies ihn zu recht: „Sie können nicht vorbeugend gegen geplante Gesetzesvorhaben, wie dies zur Schließung eines Studiengangs nötig ist, klagen!“ „Aber ich habe in der Fachliteratur gelesen, daß es geht.“ „Nein das geht nicht.“ Damit war das Problem Pharmazie beendet. Wenn nicht noch etwas Unvorhergesehenes geschieht und die Koalitionspartner CDU und SPD an ihrem rigorosem Sparvorhaben festhalten, wird es wohl ab dem Jahre 2003 keine Pharmazie an der HUB mehr geben.

Man hat nichts unversucht gelassen, um die riesige Sparsumme von 29 Millionen DM von der HUB abzuwenden und tiefgehende Strukturrentscheidungen wie die Schließung der Pharmazie zu verhindern. Die Strategie war eine neue, man setzte

auf das persönliche Gespräch mit den Abgeordneten des Berliner Parlaments. „Wir haben fast täglich mit Abgeordneten gesprochen, sie davon überzeugt, uns zu helfen“, beschrieben die Dekane Ortenberg (Physik) und Lindemann (Agrarwissenschaft) der UnAUFGEFORDERT ihren Kampf gegen die Sparmaßnahmen. Auch die Universitätsleitung, so Präsidentin Dürkop auf besagter Senatssitzung, habe nichts unversucht gelassen, um den Sparhammer von der Uni abzuwenden. Man habe auf die Ungerechtigkeit der Verteilung zwischen den Unis hingewiesen, öffentlich protestiert, und auf die schwerwiegenden Eingriffe an der Universität in aller Dringlichkeit hingewiesen. Doch, so die Präsidentin, „das Hauptziel wurde nicht erreicht, es wird wohl keine Umverteilung zwischen FU, TU und HUB geben und auch die gesamte Sparsumme wird wohl nicht gesenkt werden“. Dies sei die Erkenntnis der letzten Gespräche mit der politischen Seite, erklärte die Präsidentin den akademischen Senatoren. Ja, was

hat sie denn erwartet? Ist sie schon so lange aus dem politischen Geschäft, daß sie nicht mehr weiß, wie wenig Einzelgespräche unter vier Augen mit Abgeordneten etwas taugen. UnAUFGEFORDERT hat einen Abgeordneten der SPD, der anonym bleiben wollte und an einem solchen Gespräch teilgenommen hatte, gefragt, ob er nun sein Stimmverhalten am 21. Juni, wenn die Vorschläge Erhardts zur Abstimmung stehen, ändern werde. Die Antwort war unbestimmt, aber eindeutig: „Es gibt einen persönlichen Willen und eine Entscheidung der Fraktion. Zwischen beiden muß man sich entscheiden!“

Nun hat die Universitätsleitung einen eigenen Vorschlag unterbreitet, nach dem sie sich bereit erklärt, 11 Millionen DM durch Einsparungen zu erbringen, die entstehende Differenz sollte neu unter den Universitäten verteilt werden und durch Leistungskriterien in zwei Planungsrunden 1996 und 1998 umsetzen. Den zeitlichen Aufschub begründet die Präsidentin mit der Notwendigkeit, in die weiteren Planungen die zu erwartende Länderehe Berlin - Brandenburg einzubeziehen.

Die Ablehnung des Vorschlages kam prompt und von allen Seiten: Wissenschaftssenator Erhardt nennt ihn engstirnig (siehe Kasten), FU-Pressesprecher Walter spricht von „Wunschvorstellungen“ der HUB und auch TU und HdK haben keine Bereitschaft signalisiert, der HUB zu helfen. Kein Wunder, denn die Beziehungen zwischen den Universitäten sind in der Zwischenzeit mehr als strapaziert, besonders zwischen FU und HUB läuft fast nichts mehr. Da spricht die Präsidentin Dürkop von einem „Neidkomplex“ der FU, den diese angesichts der Leistungsfähigkeit der HUB habe.

Auch unter den Mitgliedern des Akademischen Senats, die den Vorschlag mit großer Mehrheit annahmen, regte sich leiser Verdacht, ob ein solches Vorgehen überhaupt



Prof. Hans Hubert Borchert

Keine Planungssicherheit bis 2003

Wissenschaftssenator Erhardt zu dem Gegenvorschlag der Humboldt-Universität

UnAUFGEFORDERT: Herr Erhardt, die HUB schlägt vor, Sparleistungen in Höhe von 11 Millionen DM zu erbringen. die entstehende Differenz soll unter den Universitäten neu aufgeteilt und in zwei Runden 1996 und 1998 umgesetzt werden. Ziel ist eine Gleichbehandlung aller Universitäten.

Erhardt: Während die HUB infolge der pauschalen Minderausgabe bis zum Jahre 2003 27 Millionen DM einsparen soll, beläuft sich das Einsparpotential der FU auf insgesamt 80 Millionen DM. Eine wirkliche Gleichbehandlung mit den anderen Universitäten würde die HUB stärker belasten, als dies meine Vorschläge vorsehen.

Wenn daher der Akademische Senat der HUB die ihm zugedachten und im Hinblick auf die Empfehlungen des Wissenschaftsrates auch vertretbaren Einsparungen einseitig reduziert, handelt er unsolidarisch und engstirnig.

Ist denn eine andere Aufteilung der Sparsumme noch durchführbar?

Nein. Eine andere Aufteilung der pauschalen Minderausgaben ist 1995 nicht vertretbar und auch nicht realisierbar.

Können Sie den Universitäten nach dieser Sparrunde endlich Planungssicherheit bis zum Jahr 2003 zusagen oder wird es weitere Einsparungen geben?

Ich würde gerne Planungssicherheit schaffen, kann dies aber angesichts der Finanznot des Landes Berlin und der Budgethoheit des Abgeordnetenhauses leider nicht tun.

Berlins für die Universitäten heißt inzwischen nicht mehr Hauptstadt, sondern Provinz.

Alle Hoffnungen liegen wieder einmal bei den Studenten, die ihre Rechte selbst verteidigen müssen, weil die ältere Generation wieder nicht erkennt, daß sie die Lebensgrundlage der jüngeren Generation zerstört. Sie müssen spätestens im Oktober wieder auf die Straße, um zu kämpfen.

Und ein wenig Hoffnung kann man auch in die Professoren setzen, die erkannt haben, daß sie aus der derzeitigen Stellung, mit dem Rücken zur Wand nämlich, wegkommen und selbst Initiativen ergreifen müssen. Prof. Lindemann: „Wenn die Politik nicht erkennt, daß dies hier die Hauptstadt eines der reichsten Länder der Erde ist und deswegen auch ein großes Recht auf Wissenschaft und Ausbildung hat, dann tut es mir um diese Politiker leid. Dann werden wir denen das wohl klar machen müssen in aller Deutlichkeit, daß wir dieses Recht besitzen und auch gewillt sind, es zu verteidigen.“

Man kann nicht früh genug damit anfangen.

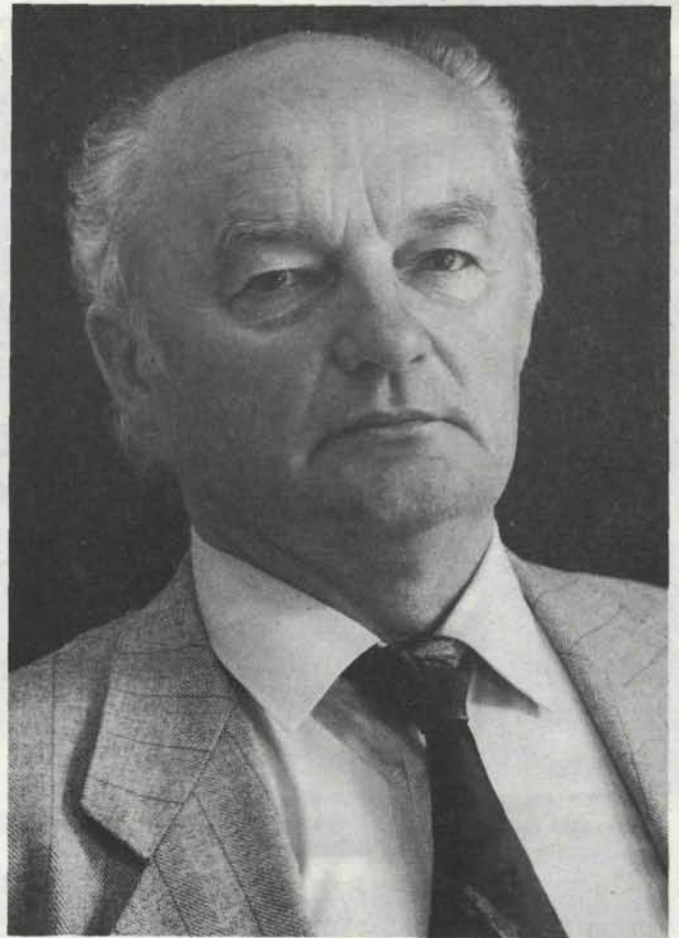
jot

etwas nütze. Student Grube, einer der wenigen mit Durchblick im Akademischen Senat, bezeichnete das Ansinnen der Präsidentin als „einen Schritt nach vorn in Richtung Abgeordnetenhaus“, Prof. Schwemmer von der Philosophie fragte, ob ein solches Konzept überhaupt noch durchsetzbar sei.

Die Antwort des Vizepräsidenten Krauß auf derartige Einwände war erstaunlich: „Wir wollen der Politik die Möglichkeit nehmen, zu behaupten, wir würden nichts tun!“ Na ja.

Blickt man zurück auf das, was seit der ersten Ankündigung der Sparmaßnahmen im Oktober letzten Jahres an den Universitäten geschehen ist, kann einem himmelangst werden. Ungeachtet der Tatsache, daß jede Universität für sich vieles unternommen hat, um die Sparauflagen abzuwenden, haben sie insgesamt nichts erreicht. Erhardts Prinzip von teile und herrsche ist wieder einmal voll aufgegangen, der peinliche Berliner Hochschultag hat sehr deutlich gemacht, wie weit die Universitäten von einander entfernt sind (siehe Kommentar). Es gibt für die zu erwartenden weiteren Sparmaßnahmen ab Oktober (und keiner weiß, ob da in Berlin nicht rot schlimmer als schwarz ist) kein gemeinsames

Konzept der Universitäten, sie haben sich nicht positionieren können im Berliner Politikumfeld. Im Gegenteil, die Schranken sind weit geöffnet für die sparwütige Berliner Regierung, die ein selbstverschuldetes riesiges Defizit abbauen muß. Senator Erhardt kann am Ende seiner Amtszeit nur bestätigt werden, daß er ein guter Politiker ist. In dem Sinne, daß er für die taktischen Entscheidungen der beiden Nachbarrassorts Inneres und Finanzen alles getan hat, so daß sie sich nun hemmungslos an den Universitäten bedienen können. Die Wissenschaftslandschaft Berlin hat der gute Politiker Erhardt leider in ein Trümmerfeld verwandelt. Die Perspektive



Prof. Ernst Lindemann

„Das kann es doch nicht gewesen sein!“

Die Kapitulation der Universitäten vor sich selbst - ein Kommentar zum Fiasko des Berliner Hochschultags

Erst, im März, haben sie alle gemeinsam nach dem Erhalt der Erhardtschen Sparvorschläge aufgeschrien: Wir machen gemeinsam einen Hochschultag, um unseren Protest in die Öffentlichkeit zu tragen. Die Zeit verging.

Zwischenzeitlich prügeln sich die Präsidenten Dürkop (HUB) und Gerlach (FU) in der Presse. Dann zeigten alle vier Präsidenten mit dem Finger auf einander und schrien: Du mußt aber mehr sparen als ich.

Es war wie mit den vier Kindern und der Mama, die nur drei Äpfel hat. Die vier balgen sich, weil jeder einen Apfel haben will und glauben, daß der Stärkste gewinnt. Doch der Stärkste steht schon längst fest: nämlich die Mama, die bestimmt,

wer welchen Apfel bekommt, und wer nicht. Wissenschaftsmama Erhardt hat auch diesmal wieder einen schönen Streit inszeniert und die dummen Universitätspräsidentenkinder haben wieder nicht gemerkt, wie sie reingefallen sind.

Wie schlimm es um die Gemeinsamkeit der Universitäten steht, wurde anlässlich einer Veranstaltung deutlich, die sich „Berliner Hochschultag“ nannte und eine wirklich sehr peinliche Veranstaltung war.

Da saßen sie: Präsident Gerlach konnte Präsidentin Dürkop wegen des ganzen Juristenstreites nicht in die Augen gucken und hatte sich an den äußersten Rand des Tisches verzogen, Schumann (TU) war erst gar nicht gekommen und hatte seine



zum Abschluß bereitstehende Vizepräsidentin Fuchs geschickt (die allen Ernstes die Veranstaltung dazu nutzte, eine Broschüre über Forschungsleistungen der Berliner Universitäten vorzustellen) und HdK-Chef Schwenke verkörperte einen grenzenlosen Enthusiasmus, doch gleich wieder ins Bett zu gehen.

Herausgekommen ist bei der Veranstaltung, die unter dem Titel „Endlich wieder Zukunft“ gemeinsame Perspektiven für die Berliner Hochschullandschaft diskutieren sollte, überhaupt nichts. Es war eine sehr krasse Demonstration dafür, daß die Berliner Universitäten in ihren Leitungen völlig konzeptionslose Menschen sitzen haben.

Frau Dürkop erzählte von Kunsterziehungs- und Musik-Studenten, die bei ihr im Büro saßen, gegen die Fusion kämpften und die Präsidentin baten, ihr zu helfen. Dann fiel ihr noch ein, daß da um Fagotts, Trommeln und Trompeten ging, „alles mußte gerettet werden.“ Und dann sprach sie davon, „gegen die Mutlosigkeit der Politik das Fanal der Hoffnung zu setzen.“ Als sie dies gesagt hatte, waren von den Anwesenden bereits zehn gegangen. Es blieben noch ungefähr vierzig. Herr Schwenke betonte noch einmal, wie wichtig es für die Universitäten sei, „endlich wieder Zukunft zu haben!“ Aus. Wieder fünf gegangen. Dann holte Frau Fuchs ihre Broschüre raus („Ich mach jetzt mal Werbung!“) und sprach von etwas, was die im Saal sowieso schon wußten: Forschung ist sehr wichtig und wird auch von den Universitäten sehr aktiv betrieben. Wieder welche gegangen.

Als schließlich Gerlach erkannte, was für eine Katastrophe sich gerade abspielte, rief er in den Saal: „Was jetzt wohl ein Studi fühlen würde, der hier unten sitzt?“ Da war keiner mehr, da saß nur noch die Presse und das Kollegium aus der Uni-leitung.

Ein ganz klein wenig konkretes ist doch herausgekommen, das kam aber nicht von den Unipräsidenten. Die Beauftragte des Landeselternausschusses Rebitzki berichtete über die immensen Schwierigkeiten an den Schulen in Berlin und Brandenburg, wo jede Menge Lehrer fehlen.

Das war's dann. Nach einer halben Stunde war Schluß und man ging wieder getrennter Wege.

Frau Dürkop sagte zu den Plänen Erhardts: „Das kann es, doch nicht gewesen sein!“ Frau Dürkop, daß was Sie da in der HdK geboten haben, doch wohl auch nicht!

Ich kam mir vor wie bei einer dieser Veranstaltungen im Herbst 1989, wo die Funktionäre aus Berlin zu uns in die Provinz kamen, weil sie merkten: da hat sich was geändert. Die saßen dann auch da, haben rumgelabert und nicht gemerkt, daß zwar dringend etwas geändert werden muß, aber daß es nicht mehr sie sein werden, die etwas ändern können.

Dies gilt auch und vor allem für die Humboldt-Universität, die dringend jemand bräuchte, der sie mit politischen Kon-



zepten durch die sich anbahnende Krise führt. Solche Konzepte hat die Präsidentin Dürkop schon lange nicht mehr, die Erwiderung der HUB auf Erhardts Sparmaßnahmen ist eine zudem noch viel zu spät kommende Fehlreaktion. Und bedenkt man der Zeiten, die da kommen und für die selbst der Sparsenator Erhardt weiteres Sparen voraussagt (und alle Insider-Stimmen geben ihm recht!), dann ist die HUB gut beraten, sich von ihrer Präsidentin schnellstens zu trennen!

Der ausgeschiedene Vizepräsident Bank hat einmal die Metapher vom Schiff Universität gebraucht, welches man nicht in der Brandung liegen lassen dürfe, sondern hinaussteuern müsse aufs offene Meer. Dazu braucht es einen erfahrenen und innovativen Steuermann.

Wo ist der Steuermann für die Humboldt-Universität?

jot

Einsteiger gesucht!

City Taxi

- Taxi-Schein-Ausbildung
- langjährige Ausbildungserfahrung

- immer auf dem neuesten Stand

Alt-Moabit 83

☎ 3 92 80 57

10555 Berlin

Demokratieunfähig

Der AStA der FU will der OSI-Zeitung (OZ) den Finanzhahn zudrehen, weil diese „revisionistische“ Artikel veröffentlicht.

Am 15. Mai war quer über die Ihnestraße am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaften ein Transparent mit dem Slogan „FAZ, OZ, Junge Freiheit - wehret den Anfängen“ gespannt. Einen Tag später gesellte sich ein zweites Transparent hinzu, auf dem

zu lesen war: „NSDAP, SED, AStA - für Pressefreiheit, gegen Zensur“. Das erste Transparent war vom AStA der FU, das zweite vom RCDS. Inzwischen sind weitere Flugblätter, Sondernummern und eine Radiosendung produziert worden - der Kampf tobt, es geht um die Ab-

schaffung einer Fachschaftszeitung der FU.

Auslöser des Verbalkampfes sind „mehrere Artikel“ in der OZ, die am größten Institut der FU (ca. 5.000 Studenten) mit einer Auflage von 1.700 Exemplaren seit mehreren Jahren erscheint und dort recht erfolgreich von den Studenten aufgenommen wird. Der AStA bewertet diese Artikel als revisionistisch, verlangt eine Distanzierung der Redaktion und hat bis auf weiteres in seinem Plenum beschlossen, jede weitere Finanzierung der OZ zu unterlassen. Die OZ bezeichnet wiederum das Vorgehen des AStA's als Gedankenpolizei und versprach, sich gegen die „politische Zensur“ zu wehren.

Doch eigentlich geht es nur um zwei Artikel. Der eine erschien im November 1994 zur einseitigen Bearbeitung deutscher Geschichte am OSI. Der Autor Uwe Schellenberg wirft darin dem Institut eine übermäßige Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus vor, bezeichnet diesen Vorgang als „Ritual der Selbstreinigung“ und vermutet, daß die Lehrkräfte insgeheim wohl doch der untergegangenen DDR nachtrauern und sich deswegen weigern, sich mit der „zweiten deutschen Diktatur“ zu beschäftigen. Der AStA bastelte daraus den Vorwurf, der Autor wolle damit eine Gleichsetzungsstrategie zwischen dem Nationalsozialismus und der DDR betreiben. Der zweite Artikel ist ein Essay von Henry Krause zum Thema Vergangenheitsbewältigung. Der Autor beklagt, daß „die Opfer [beider Diktaturen] gegeneinander ausgespielt werden, als seien die einen töter als die anderen und die Haftjahre in einem Zuchthaus oder Lager unter Hammer und Sichel angenehmer als die unter dem Hakenkreuz.“ Weiter bemerkt er, daß Anschläge auf Asylbewerberheime eher einen kriminellen Hintergrund haben und erst durch ihre Präsentation in den Medien zu politischen Ereignissen werden. Für den AStA sprechen zu Recht aus diesem Essay die Thesen Noltes und

OZ
Mai 1995

FACHSCHAFTSZEITUNG AM FB

NEU

RECHTEN

ASTA will
PROPAGANDA DI
Uni-Zeitung den
drehen

hat sich zugespitzt

htsrevisi-

Denkbefehle statt Diskussionsangebote

Universität: Wegen angeblich rechter Tendenzen der Fachbereichszeitung

Die Pressefreiheit, die sie meinen



Liebe Redo-

hi-

ASTA ZENSUR

Kein Geld für neurechtes Gedankengut

ASTA der FU streicht Förderung für Zeitung des Otto-Suhr-Instituts

ASTA DRUCKT

Henry Krause
Vergangenheitsbewältigung

Diskussion

asta

Zittelmann, den Protagonisten des Historikerstreits.

Sicherlich sind beide Artikel höchst streitbar und entsprechen einer grundsätzlich konservativen Haltung der Autoren. Das sieht auch Christoph Dowe von der OZ so. Er rechtfertigt den Abdruck der Artikel mit dem Forumcharakter der Zeitung und der Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit solchen Meinungen. Für ihn ist eine derartige Handhabung der Pressefreiheit auch Ausdruck eines pluralistischen Demokratieverständnisses. Für Gerhard Wolf vom AStA der FU dagegen ist dies „Wischi-Waschi-Pluralismus“ und „wenn sich inhaltlich nichts bewegt, wird die Finanzierung eingestellt.“

Nun könnte man hier abbrechen, der OZ empfehlen, sich einen neuen Finanzsponsor zu suchen und dem AStA mehr Politikverständnis wünschen. Doch es geht um weit mehr als nur um den Streit einer Studentenvertretung mit einer Fachschaftszeitung. Denn hinter dem Verhalten des AStA's versteckt sich ein tatsächliches Dilemma studentischer Vertretungspolitik und die beiden Artikel geben im Grunde nur einen neuen Konflikt hinsichtlich deutschen Gesellschaftsumgangs wider, der auf die Gesellschaft zurollt. Das beides mit der Brechstange beerdigt werden soll, ist falsch, aber leider typisch für den AStA der FU.

Ute Steub von der *taz* hat angesichts des Polizeieinsatzes an der FU wegen der Störungen des Gastvortrages von Peter Duesburg durch den FU-AStA (siehe Artikel in dieser Ausgabe) besorgt bei demselbigen angefragt, „wieviel Tassen bei euch noch im Schrank stehen?“ Angesichts der Tatsache, das der AStA der FU zu brachialer Gewalt neigt, wo ihm Argumente fehlen (Katharina Rutschky und Wiglaf Droste mußten dies bei Gastvorträgen bereits am eigenen Körper spüren), läßt nach politischen Konzepten fragen. Bei der Behandlung der „OZ-Frage“ verhält man sich ähnlich: Das erste, was die OZ-Redakteure von ihrem Finanzgeber hörten, war das oben erwähnte Transparent. Auch im weiteren verschloß man sich seitens des AStA's jeder inhaltlichen Diskussion, pochte auf seine Rechte als politische Vertretung. Und die hat er natürlich. Gewählt von wenn auch nur 10% der Studenten, hat er das Recht, eigenmächtig darüber zu entscheiden, was er finanziert und was nicht. Das Problem ist nur, daß die mei-

sten Studenten, die ja mit ihren Steuern (Semesterbeiträgen) den AStA überhaupt möglich machen, diesen als politische Vertretung gar nicht wahrnehmen. Hinterfragt werden muß zunächst einmal das politische Modell. Repräsentative Demokratie auf der Basis von 60.000 und weniger Studenten erscheint sinnlos, ihre Aufgaben kann sie kaum erfüllen. Das wissen AStA-, RefRat- und Studentenparlamentsmitglieder am besten; spätestens nach zwei Monaten fängt die Frage nach dem eigenen Selbstverständnis an. Diese Frage klärt man meistens für sich selbst mit dem Blick auf das viele Geld, was man zu verwalten hat. Und statt das eigene Bild, welches man nach außen hat, dadurch zu ändern, daß man die Strukturen ändert (Beispiele gibt es - leider in Bayern), pocht man auf seine eigenen Rechte, wird in der Auswahl der politischen Mittel immer „aktionistischer“ und schraubt sich langsam aber sicher in den Himmel sinnloser Politik. Im Gegensatz zum RefRat der HUB, der durch ein relatives Rotationsprinzip noch Bodenhaftung hat, ist der AStA der FU längst abgehoben.

Und so fällt ihm auch die notwendige inhaltliche Auseinandersetzung mit der OZ denkbar schwer, wahrscheinlich aus mangelndem Vertrauen in die eigene argumentative Kraft. Denn so bedenklich die beiden Artikel sind, die nun zum Finanzierungsstopp der Zeitung führen, sie haben beide ein brennendes Problem genannt, wenn auch aus anderer Perspektive. Denn die Feiern zum 50. Jahrestag des Endes des zweiten Weltkrieges (viele Zeitungen haben in völliger Irritation auch vom Jubiläum gesprochen) haben auch die Ritualisierung des Umgangs mit dem Nationalsozialismus deutlich gemacht (siehe Titel UNAUF 66). Der dritten und vierten Generation sind notwendige Demokratiewerte nicht mehr über Aufarbeitungs- und Gedenkrituale zu vermitteln. Und natürlich haben die Brandstifter ein gehöriges kriminelles Bewußtsein mit Geltungsbedürfnis, denn sie wissen um die hohe Wertschätzung der Gesellschaft, die diese dem Erhalten von Tabus gibt. Hier tun sich furchtbare Defizite auf, die leider allzu oft (siehe Diskussionen im *Spiegel* und *Zeit*) im Links-Rechts-Schema der achtziger Jahre abgehandelt werden. Statt dieses Problem, welches auch in den „revisionistischen“ Artikeln der OZ steckt, gerade an einem politikwissenschaftlichen In-

stitut breit und auch kontrovers zu diskutieren, taucht man in die Schlamm-schlacht politischer Grabenkämpfe ab.

Da wird einem vom AStA gesteckt, daß Wissenschaftssenator Erhardt (CDU) für die Zeitung halböffentlich Partei ergriffen hat (das stimmt sogar!), daß das zweite Transparent vom RCDS (Jugend-CDU) stammt und bei der Redaktion schon mal jemand mitgemacht hätte, der auch in der Jungen Freiheit veröffentlicht habe (stimmt nicht!). So sei ja das politische Umfeld klar, jede weitere Auseinandersetzung sinnlos. Schade nur, daß sich die OZ zwischenzeitlich auf das selbe Niveau hat ziehen lassen. Von OSI-Studenten war zu hören, daß OZ-Redakteure Vorlesungen störten, um Flugblätter zu verteilen. Und statt dem AStA seine eigene Unfähigkeit vorzuführen, wird er mit Schlagworten wie „Zensor“ oder „Gedankenpolizei“ bedacht.

Der Ausgang des Streits ist noch ungewiß. Im Gegensatz zur Bundespolitik kann die OZ kein Verfassungsgericht stürmen, die Rechtslage ist ziemlich eindeutig. Dem AStA bliebe die Chance, Lernfähigkeit zu beweisen und nach einer Lösung zu suchen. Bleiben die Studentenpolitiker hart, müssen sie sich den Vorwurf gefallen lassen, mit ziemlich demokratiefeindlichen Mitteln ein Zeitungsprojekt zerstört zu haben, welches auf kontroverse Diskussion setzte. Es ist nicht die Frage, ob man rechten Stimmen Raum gibt oder nicht. Die Frage ist, ob man ihnen Antworten entgegensetzen kann, die den Erhalt demokratischer Werte und Vorstellungen auch hinsichtlich der Geschichte überzeugend macht. Einfach so mit seiner ohnehin fragwürdigen Macht zu spielen und jemandem den Finanzhahn abzu-drehen, ist dumm.

Denn wer neben der ganzen oberflächlichen Diskussion bereits die Auseinandersetzung mit den rechten Stimmen suchte, war die OZ selber.

Bereits zwei Ausgaben nach Veröffentlichung des Artikels von Uwe Schellenberger veröffentlichte die OZ im Februar 1995 eine Gegenantwort, die sich inhaltlich mit den Vorwürfen auseinandersetzte und die „Lehrpolitik“ des OSI verteidigte. Da wurde bereits diskutiert - drei Monate bevor der AStA sein Transparent aufhängte.



Studium und Lehre: Einführung von Lehrberichten

Erstmals zum Sommersemester 1996 sollen an der HUB Lehrberichte erhoben werden. Die Lehrberichte sind durch einen Beschluß des Akademischen Senats aus dem Jahr 1993 vorgeschrieben, sie sollen ein realistisches Bild von Lehre und Studium an den Fakultäten geben. Neben verschiedenen rein statistischen Erhebungen soll auch die Fähigkeit der Professoren überprüft werden, eine qualitativ angemessene Lehre durchzuführen. Erbrobt werden soll dies in einem Zwei-Stufen-Verfahren: zunächst sollen die Berichte innerhalb der Universität diskutiert werden, um weitere Verbesserungsvorschläge zu finden. Dann sollen die Berichte dahingehend genutzt werden, Möglichkeiten der Evaluation zu erproben und damit zu einer Steigerung der Qualität von Lehre und Studium beizutragen.

Auf finanzielle Sanktionen oder Personalplanungsprozesse wird zunächst verzichtet.

Wahlen: Streit um Wahlordnung wird juristisch ausgefochten

Die HUB will auf jeden Fall verhindern, daß durch die Aufnahme des Klinikums Rudolf-Virchow ein Übergewicht der Mediziner entsteht und in den Gremien nach den Wahlen mehr Mediziner als Geistes- Sozial- und Naturwissenschaftler sitzen. Deswegen hat die Präsidentin den Akademischen Senat angekündigt, Klage beim Verwaltungsgericht einzureichen mit dem Ziel, daß Wahlkreise gebildet werden dürfen, die eine angemessene Vertretung aller Fakultäten in den

zentralen Gremien ermöglicht.

Der Akademische Senat hatte mit Zustimmung der medizinischen Vertreter eine Wahlordnung beschlossen, die eine Einteilung der HUB in Wahlkreise vorsieht. Wissenschaftssenator Erhardt hatte diese Wahlordnung nicht bestätigt, weil sie seiner Ansicht nach gegen den Grundsatz der Gleichheit verstoßen werde.

Die Präsidentin Dürkop hatte sich zunächst von Erhardt über das Mittel der Rechtsaufsicht anweisen lassen, die Wahlen unverzüglich durchzuführen. Inzwischen hat die HUB gegen diese Anweisung Widerspruch eingelegt. Sollte Senator Erhardt den sofortigen Vollzug der Wahlen fordern, wird die Universität einen Antrag auf einstweilige Verfügung stellen, um zu verhindern, daß im Juli nach dem vom Senator gewünschten Verfahren gewählt wird.

Senator Erhardt hat inzwischen alle weiteren Verhandlungen mit der HUB abgelehnt, er besteht auf einer Durchführung der Wahlen noch in diesem Sommer.

Studentenparlament: StuPa-Sitzung und neuer RefRat

Offenbar sind die neugewählten StudentInnenParlamentarierInnen noch frisch und unverbraucht, - die unverhofft zahlreiche Anwesenheit auf den bisherigen Sitzungen erweckt zumindest diesen Eindruck. Der Höhepunkt der Sitzung im Mai: die Wahl der neuen ReferentInnen für die Referate Soziales, Finanzen, Öffentlichkeit und Interkulturelles. Leider tauchten wieder nur die alten Gesichter auf. Also werden wir ein weiteres Jahr auf einen Generationswechsel warten müssen. Einige neuere Gesichter schleichen ja schon durch die Räume des RefRat- Hauptsache, sie werden nicht wieder vergault.

Nicht alle, die antraten, wurden gewählt. Entweder fielen sie durch, da ihr Konzept nicht überzeugte oder mehrere Kandidaten antraten. (Zum Beispiel bei den Referaten Interkulturelles, Soziales und Finanzen). Der ehemalige Sport-Referent legte einen Bericht über seine Arbeit und die Zusammenarbeit mit der Zentraleinrichtung Hochschulsport ab, die geradezu vernichtend war: In der ZEH arbeiten derzeit noch 7 von ehemals 40 Angestellten und jede Auslage-

rung von Kompetenz wird als Gefahr für die Weiterexistenz der Arbeitsplätze empfunden. Das macht ein Sportreferat in der bisherigen Form unnütz. Das StuPa wird deshalb auf seiner nächsten Sitzung über die Auflösung des Referats befinden. Auch für die Referate Frauen und Internationales wird es Änderungen geben. Das Frauenreferat soll demnächst nicht mehr an die studentische Frauenversammlung gebunden werden. Das Referat für ausländische Studierende soll kommissarisch besetzt werden können und dann für die Einberufung der Vollversammlung der ausländischen Studierenden zuständig sein.

Auch in der vorhergehenden StuPa-Sitzung wurden ReferentInnen gewählt.

Hier nun der komplette RefRat mit seinen Sprechzeiten:

Lehre & Studium: Ronald/Astrid
Mo 10-13³⁰, Di 10-13, Fr 10-11³⁰

Hochschulpolitik: Jana/Axel
Mo 12-14, Mi 10-14, Fr 12³⁰-16

Soziales: Andreas
**Mo 12-15, Di 13- 16, Mi öffentl.,
Do 13-16, Fr n.Vereinb**

Öffentlichkeitsarbeit: Frank
**Mo 14-15, Di 13-16, Mi 14-15,
Do 11-13 u. 14-16, Fr 11-12**

Finanzreferat: Stefan/Mario, Marcus
Di, Mi, Do 13-15.30

Hummel-Antifa: Michael/Christian,
Jörg
**Mo 15-16, Di 13-16, Do 12-14,
Fr 11-13**

Ökologie: Christian/Siglinde
Mo 12-14, Di 10-12 od. 16-18

Interkulturelles: Ulrich/Bekele

Flüchtlingshilfe: Julika/Stefan
Di 12-14, Mi 12-14, Do 14-16

Fachschaftscoordination: Sammi
Mo 10-12, Di 10-12, Fr 14-16

Studierende mit Kind: Franziska
Do 16-19

Vom historischen Relikt zum kontemporärem Kunstobjekt

Die Büroräume der „Verhüllter Reichstag GmbH“ gleichen einem Bienenstock. Telefone klingeln, Faxgeräte summen und Menschen laufen geschäftig über die Flure. Kaum bleibt Zeit zu einem Gespräch. An den Wänden hängen Vorstudien zum Projekt und zeigen den eingepackten Reichstag in verschiedenen Farben und Perspektiven. Sie geben einen Eindruck wie das Gebäude vom 23. Juni bis zum 6. Juli aussehen wird. Durch die Tür kommt ein Mann in voller Bersteigermontur und gibt Bericht über

Persönlichkeiten. Total sympathisch!“

Das Reichstagsprojekt an sich ist wohl so alt wie manch einer unter den Studenten. 1971 schickte ein in Berlin lebender Bekannter Christos eine Ansichtskarte des Gebäudes, welches das Künstlerehepaar seitdem zum Kunstobjekt ihrer Träume erklärte. Über zwanzig Jahre lang versuchten die Christos deutsche Politiker in Ost und West von ihrem Vorhaben zu überzeugen. In dieser Zeit kamen sie etliche Male nach Berlin, sprachen mit Parlamentsmitglie-

und Christo nicht nur Künstler, sondern auch begnadete Werbefach- und Geschäftsleute sind.

Zwei Wochen lang wird das Gebäude, versteckt unter einem silberschimmernden Stoff, im Tageslicht glänzen. Ein ungewohnter Anblick, der nicht nur Tausende von Besuchern nach Berlin locken, sondern auch so manchen zum häufigen Hinschauen verleiten wird. „Die Dinge, die ich einpacke sind nicht mehr diesselben, die sie vorher waren“, sagte Christo während der Verleihung der Eh-

rendoktorwürde der Humboldt-Uni im Mai. Und tatsächlich: Aus dem Gewohnten, dem Alltäglichen wird ein Objekt der Neugierde und des Staunens. Das vermeintlich gut gekannte Gebäude wird entfremdet und erscheint plötzlich als ein anderes. Wohl selten befand sich das Reichstagsgebäude seit seinem Wiederaufbau nach dem Krieg so



die Lage von „drüben“. Dort installiert er zusammen mit neunzig anderen Gewerbetreibenden Metallkonstruktionen auf dem Dach des Reichstages. Insgesamt 235 000 Kg Stahl zum Schutz der Vasenornamente und Statuen wird der Reichstag nach Beendigung des Aufbaus tragen.

Christo und seine Frau Jeanne-Claude selbst sind allerdings nicht aufzufinden, da sie sich gerade in New York befinden. „Nur alle zwei Wochen kommen die beiden nach Berlin“, erzählt eine Mitarbeiterin, „schließlich haben die beiden auch anderes zu tun.“ Neue Projekte sind geplant, wie „Over the River“, die Überdachung eines Flusses im Westen der U.S.A. oder „The Gates“, eine Installation von Toren im New Yorker Central Park. Kennengelernt hat sie die beiden aber schon und mit leuchtenden Augen erzählt sie: „Beeindruckende und tolle

den, Bundestagspräsidenten, Bürgermeistern und Bundespräsidenten, bis der Bundestag schließlich im Februar vergangenen Jahres die Erlaubnis erteilte. 70 Minuten lang diskutierte der Bundestag über das Projekt. Christo und Jeanne-Claude bringen Diskussionen auf, die allerdings nicht nur Politiker, sondern die gesamte Öffentlichkeit betreffen. Sie setzen einen Prozeß in Gang, der nicht nur die allgemeine kunstpolitische, sondern auch die Meinungsbildung eines jeden einzelnen anregen soll. Ein Ziel, das Christo mit seiner Kunst erreichen möchte.

Das Projekt wird weder mit öffentlichen noch mit privaten Fördermitteln finanziert oder unterstützt, sondern lediglich aus den Einnahmen durch den Verkauf von Vorstudien, Collagen, Zeichnungen und Modellen getragen. Und so liegt die Vermutung nahe, daß Jeanne-Claude

sehr im Zentrum öffentlichen Interesses, wie er es während seiner Verhüllung sein wird. Jahrelang stand das Gebäude als historisches Relikt zwischen den beiden deutschen Staaten. Zwar durfte es bei keiner Touristenrundfahrt fehlen, doch politisches und gesellschaftliches Leben spielten sich andernorts ab. Nun holt Christo den Reichstag aus der Tiefe des Bewußtseins wieder heraus und macht ihn zu dem, was er vielleicht sowieso nach dem Umzug der Regierung werden würde: Ein zentraler Punkt öffentlichen und politischen Lebens. Vielleicht greift Christo dieser Entwicklung also lediglich vorraus, vielleicht aber trägt er auch entscheidend bei dem Prozeß bei, das dem deutschen Volke geweihte Haus, diesem wieder nahe zu bringen.

"What does 'Verhüllung' mean in english?"



"Die Dinge, die ich einpacke, sind nicht mehr dieselben, die sie vorher waren." Christo

Blick unter die Hülle

Akademische Ehrung für die Verhüller Christo und Jeanne-Claude

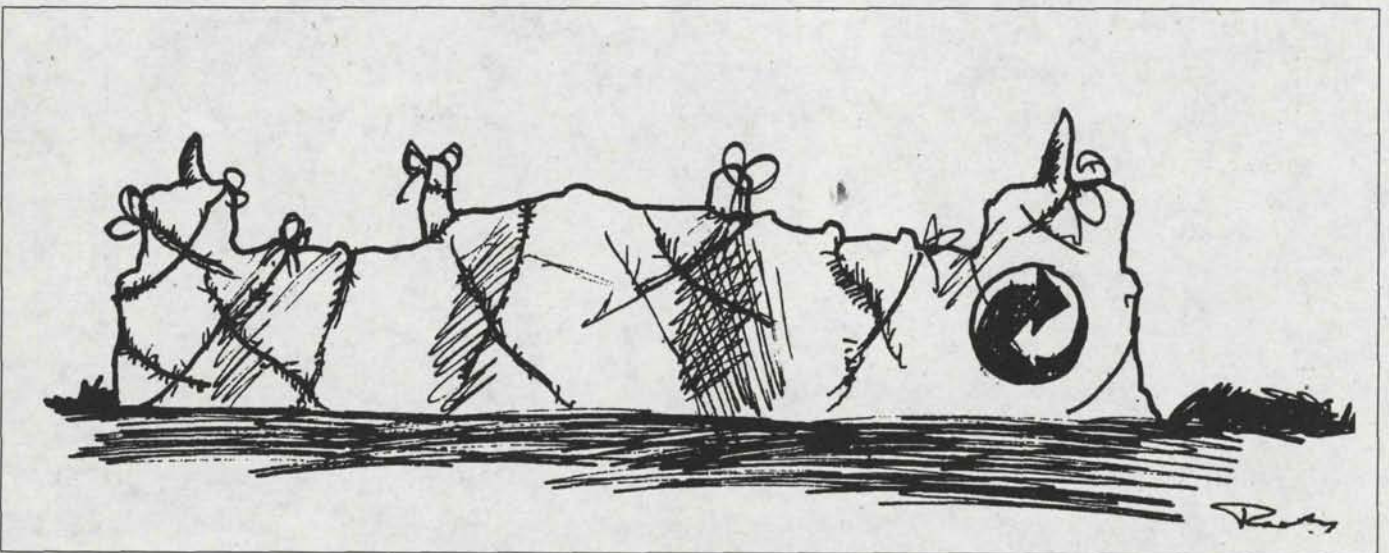
Daß Christo nun gerade die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät III erhielt, hat vielerlei Gründe. Zum einen gab es in dieser Fakultät dieses Semester einen Themenschwerpunkt "Verhüllen und Enthüllen" unter dem einige Seminare stattfinden. Zum anderen wußte kein anderer als allein der, die Laudatio haltende, Kunsthistoriker Horst Bredekamp besser darüber zu informieren, in welchem interpretatorischen Rahmen die Kunst des gebürtigen Bulgaren einordenbar sein könnte.

Leider drängte sich uns später der Eindruck auf, daß Christo aus dieser Rede eine Menge über seine Kunst hat lernen können. Jedenfalls leistete er diesem Eindruck mit seiner diauntermalten Dankesrede Vorschub: "... Privatsammlung London, 15.000 £ – klick – Privatbesitz Brüssel, 20.000 \$ – klick – ersteigert bei Sotheby's für 23.000 £ – klick – mein Atelier – klick – 45.000 \$, Privatbesitz New York. Wir verkaufen übrigens auch handsignierte Drucke vom Reichstagsprojekt. Wir suchen noch Mitarbeiter für unsere Verhüllungsaktion." Die Beitrittserklärungen zum Projekt waren schon gedruckt und wurden später an jeden verteilt, der den Saal verließ. Was kann man eigentlich noch verlangen, als daß ein Mensch so von seiner Arbeit erfüllt ist? Von jemandem, der die Ehrendoktorwürde verliehen bekommt, schon Einiges, so dachten wir. Die Rede allein von eigenen künstlerischen Erfolgen erschien uns schon deshalb nicht angemessen, weil es eben nicht um die Verleihung der Ehrendoktorwürde einer Kunstakademie ging, sondern um die der Philosophischen Fakultät III. Eine Offenlegung von Motivationen oder etwas Programmatik hätten wir deshalb durchaus erwartet. Das einzige, was wir in dieser Richtung erfuhren, war, daß der Gegenstand sich durch die Verhüllung verändere. Er wäre nicht mehr derselbe wie vorher.

Das hat der Autor dieses Artikels auch nachgeprüft (siehe Kunstseite ...) Vor Christos Auftritt richtete auch die Präsidentin einige Sätze in Englisch an das Paar, was sehr sympatisch erschien. Aber eins muß sich Frau Dürkop wirklich fragen lassen: Hätte sie nicht vorher nachschlagen können, was "Verhüllung" auf Englisch heißt, wohl wissend, daß dieses Wort in einer Rede an Christo nicht fehlen dürfte? Dann hätte sie im entscheidenden Moment nicht gestikulierend nach Worten suchen müssen: "What does 'Verhüllung' mean in English?" Und wir erfuhren von ihr auch, warum Jeanne-Claude ebenfalls Ehrendoktor wurde: weil sie die Frau eines berühmten Künstlers ist ...

Christos Auszeichnung sollte den Höhepunkt eines Fakultätstages der Philosophischen Fakultät III setzen. Ein Jahr war es her, daß Bürokratenseelen die Umstrukturierung der Fachbereiche auch hier vollendet hatten. Doch war ihnen mit dieser Fakultät ein innovatives Meisterstück ganz unerwartet gelungen. Die Feier dieses einjährigen Jubiläums sollte noch durch eine durchtönt, berauschende Fetennacht beschlossen werden. Dies anzusagen, nach dem Dank an alle Tätigen des Tages, war Dekan Prof. Bredekamp noch einmal ans Mikrofon getreten. Allein der heruntertretende Christo nebst Frau Jeanne-Claude riß die Aufmerksamkeit der Medienmeute von der Bühne mit. Und so wurde Prof. Bredekamp zu einem einsam neben einer pulkenden Presseschar stehenden, dem im Moment des Ansatzens zur Rede demonstrativ von einer vergeßlichen Pressevertreterin fast das letzte Mikrofon fortgerissen wurde. Es folgten Minuten des Schweigens, ob solcher Macht der Sensation ...

U&LI



"Entschuldigung, wie teuer ist eigentlich das 15,00 DM Ticket?"

Eine Nation bleibt auf der Strecke

Februar 1995: Ein billiges Gerücht zieht durch die Lande. Für nur drei Fünf Mark-Stücke soll es dem Bundesbürger nun möglich sein, durch die ganze Republik mit allen Eil- und Regionlzügen zu tinglein - ganz umweltfreundlich, versteht sich.

Daß ausgerechnet das neue, doch so häufig verschrieene Privatunternehmen Bahn dieses Angebot auf den Markt wirft, ließ die Sache für viele unwahrscheinlich erscheinen. Erst die Veröffentlichung in der Presse läßt die Nachricht wirklich werden. Dort ist frisch gedruckt die Rede vom "Schönen Wochenende" mit der Bahn für 15,00 DM - Wahnsinn!

Die ersten Reisenden, die sich mit diesem Wochenendticket auf den Weg machten, waren die Leichtgläubigen, die geradewegs zum nächsten Schalter stürzten, um das Unglaubliche wahr werden zu lassen. Aber es dauerte, wie nicht anders erwartet, nicht lange, bis die mißtrauische Masse, die sich nur schleichend der Realisierung dieses traumhaften "Billikums" zu nähern wagte, mit auf das Trittbrett sprang.

Da fuhren sie nun alle vereint durchs Wochenende. Ob Ausflügler oder Fernreisender, sie alle trafen sich in der 2.Klasse und nahmen sich das sonst so knappe Gut - die Zeit. Auf einmal hatten sie sie alle und das nur, weil's billig war. Die Leute nahmen sich die Zeit, reisten mit weniger Gepäck, aber mit vielen Freßalien. Sie reisten geschlossen in der 2.Klasse, egal welchen Standes man entsprang, mit Kind und Kegel in der Masse. Somit hat die Bahn mit der Einführung des "SchöWoTiks" eine Art südeuropäische Laszivität in die deutsche

Reisekultur hineingetragen.

Trotz Enge und schlechter Luft erfreuten sich die Passagiere an der Unternehmung, "weil das ganze ja so preisgünstig war". Die Bahnfahrer verspürten plötzlich ein Gefühl, als hätten sie die Deutsche Bahn ausgetrickst. Denn was für ein Schnäppchen hat man da gemacht: zu fünf von Bremen nach Berlin - das macht läppische drei Mark für

anhört und angepriesen wurde, konnte es schließlich doch nicht funktionieren. Viele Strecken sind dadurch heute einfach überbelastet, auf den Bahnsteigen stehen die Fahrgäste dichtgedrängt wie die Ölsardinen und das bereits um 6.00 Uhr früh. Darunter zu leiden haben die "Normalfahrer", die lange Strecken mit dem IC/EC oder ICE für den vollen Preis zurücklegen und, um an ihr Ziel zu kommen, häufig noch in einen Eil- oder Nahverkehrszug umsteigen müssen. Dort finden sie dann keinen Sitzplatz, da bereits sämtliche Sitzflächen von den Billigfahrern okkupiert wurden.

Da stellt sich die Frage, wie attraktiv die DB dann noch auf diese Kunden wirkt, die ja immerhin noch das meiste Geld in die Großkasse fließen lassen. Außerdem ist es fraglich, ob die Bahn durch das lockende Angebot für die Zukunft tatsächlich neue Kunden

gewonnen hat. Schließlich ist das "SchöWoTik" nur bis Dezember 1995 angesetzt und wird jetzt Anfang Juni auf 30,00 DM erhöht. Wahrscheinlich wird es nur wenige geben, die im kommenden Jahr die originelle Idee der Bahn so hoch loben werden, daß allein aus Sympathie das Auto stehen gelassen wird.

Letztendlich konnte sich das Argument "Stressfrei mit der Bahn durch Deutschland" bei dem Wochenendandrang nicht durchsetzen. Es ist und bleibt nur das Geld, was hier zählt und das wird wie eh und je bis auf den letzten Heller gezählt. Und genau der wird mit der Aufhebung der Billigaktion bestimmt wieder bevorzugt auf's Auto umgerechnet.

alex



jeden und die Bahn hat es nicht einmal gemerkt.

Die Bahn hat es geschafft, den Kunden das Gefühl zu geben, einen Gewinn erlangt zu haben. Das Angebot ist reizvoll, es liegt wie ein Köder aus und viele springen drauf an. Mit einem Mal wird die Masse mobil. Sie wird aus dem häuslich-lokalen Umfeld gelockt - ja, die DB zeigt uns unsere Lande.

Das 15,00 DM-Ticket ist in aller Munde und wer es noch nicht ausprobiert hat, wird beinahe gesellschaftlich ausgegrenzt und als dumm verkauft: "...wenn du das billige Ticket nicht wahrnimmst, bist du es gerade mal selber schuld." Daß aber auch hier die Sahne unter Sonneneinstrahlung ranzig werden würde, war abzusehen. So glatt, wie sich das alles

Studieren in...

Kairo



Studierende simulierten UN-Alltag in Kairo

Als unlängst ein Journalist der ägyptischen Tageszeitung "Al-Ahram" mit seinem auf volle Lautstärke gedrehten Kassettenspieler zwei Wochen lang verschiedene öffentliche Einrichtungen und Straßen Kairos beehrte, wurde er nicht ein einziges Mal gebeten, den Rekorder leiser zu stellen. Man hatte ihn wahrscheinlich gar nicht gehört, so sein Kommentar.

Im Herzen dieses funktionierenden Chaos' befindet sich die Amerikanische Universität zu Kairo (AUC), der Austragungsort des siebenten Cairo International Model United Nations (CIMUN) im März 1995. Veranstalter war der Fachbereich der Politikwissenschaften der AUC. CIMUN vermochte es, sich in den vergangenen Jahren einen Namen zu machen oder zumindest erfolgreich gegen die stetig tosende metropolitanische Brandung Kairos anzukämpfen. Das bezeugen die zahlreich angereisten Studierenden aus Europa und Amerika, die von CIMUN gehört haben mußten.

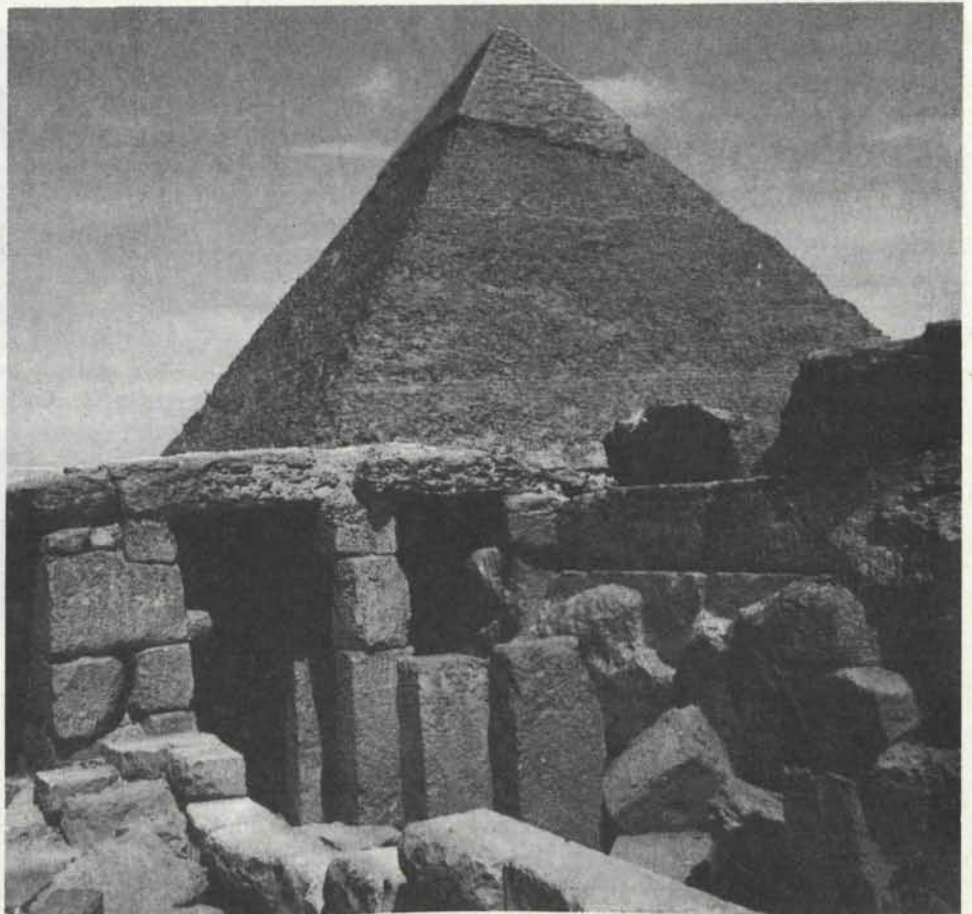
Das Kairoer UNO-Modell ist eines von vielen seiner Art, die in verschiedenen Ländern jedes Jahr veranstaltet werden. Kairo ist eines der größten UN-Modelle und der Lokalität wegen beliebt. Zielgruppe dieser Konferenzen sind Studierende, die daran interessiert sind, die Spielregeln internationaler Verhandlungsgespräche kennenzulernen und sich in diesen selbst zu versuchen, indem sie ein bestimmtes Land auswählen, das sie vertreten. In verschiedenen, der UNO nachempfundenen Räten und Kommissionen werden bestimmte Themen entsprechend dem UNO-Verhandlungskodex diskutiert. Das erfordert im Vorfeld der Konferenz eine ausführliche Vorbereitung auf die auf der Tagesordnung der Kommissionen stehenden Themen, eine möglichst authentische Repräsentation des ausgewählten Landes in bezug auf diese Themen (ohne sich als Individuum dahinter aufzuge-

ben!), Verhandlungsgeschick in den Sitzungen selbst und Ausdauer während der Verhandlungen am Tage und den Party's am Abend, denn wozu ist man/frau schließlich Student/in?!

Worum ging es in Kairo konkret? Auf der Tagesordnung des simulierten UN-Sicherheitsrates stand kein spezifisches

zuvor eine Diskussion entbrannt, ob noch nicht eskalierte Konflikte überhaupt Tagesordnungspunkt des Rates sein können. Hier konnte sich der afrikanische Block der nicht-ständigen Mitglieder durchsetzen und die Tagesordnung in seinem Interesse gestalten.

Die Generalversammlung mit rund 180 Repräsentanten hatte sich zwei Themen gesetzt: Die Wirksamkeit bzw. Berechtigung von Embargos und die Folgen umweltpolitischen Rassismus'. Hier stand das Embargo, das seit dem Zweiten Golfkrieg über den Irak verhängt ist, im Zentrum der Debatten. In diesem Zusammenhang trat offen zutage, wie leicht die Behandlung politischer Fragen in eine emotional aufgeheizte Atmosphäre abgleiten kann, wenn plötzlich politische Standpunkte und Personen nicht mehr voneinander getrennt werden, sondern Differenzen persönlich genommen wer-



Thema. Hier waren die Delegierten bestrebt ad hoc akute Problemfälle zu diskutieren. So wurde anfangs der Konflikt in Kaschmir betrachtet und eine Resolution verabschiedet, die erneut auf eine Beilegung des Konflikts drängt. Des weiteren standen der Disput um die Spratly Inseln zwischen China und Vietnam sowie der Konflikt in Burundi zur Debatte. Im Hinblick auf Burundi war

den. Dann läßt sich alles andere, als eine sinnvolle Verständigung über bestimmte Punkte erzielen. Zu kurz kam dann aber die Betrachtung des zweiten Themas, der permanent weltweit geführte Raubbau an der Natur und die unzureichend gelösten Entsorgungsmechanismen für die Abfallprodukte der Industriestaaten wie der aufstrebenden "kleinen Tiger" einerseits sowie den dar-

aus entstehenden neuen Diskriminierungen der Opfer unseres Wohlstandes andererseits, allen voran die indigenen Völker. Mit anderen Worten, die Gewichtung der Debatten wurde hier der Realität treffend nachempfunden.

Der simulierte Internationale Gerichtshof (IGH) betrachtete das Problem der iranisch okkupierten Abu Musa Inseln im Persischen Golf, ein langjähriger Streitfall zwischen dem Iran und den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE). Im Unterschied zu allen anderen Kommissionen, steht der IGH nur Studenten mit einem ausreichenden Hintergrundwissen in internationalem Recht offen. Auf Einzelheiten der in dieser Runde speziell diskutierten Frage einzugehen, würde hier zu weit führen. Nur so viel, der Streitfall ist ein solcher, weil es auf den Inseln Öl gibt, was sonst (?) und der simulierte Gerichtshof entschied zu Gunsten der VAE.

Nun zu einer weiteren tagenden studentischen Gruppe: der Kommission für Menschenrechte und den behandelten Tagesordnungspunkten "Unterdrückte Minderheiten" und die "Diskriminierung von an AIDS Erkrankten bzw. HIV-Infizierten". Anfängliche Versuche, die Diskriminierung von an AIDS Erkrankten und HIV-Infizierten als eine Art Unterdrückung von Minderheiten zu betrachten, konnte erfolgreich begegnet werden. Beides sind vielschichtige Probleme, aber unterschiedlich gelagert. Das AIDS Problem erreicht global betrachtet eine ganz andere Dimension im Hinblick auf koordinierte Hilfsprogramme, Aufklärung und Eindämmung. In bezug auf dieses Thema traten kulturelle, religiöse und politische Unterschiede der einzelnen Vertreter kraß zutage. Am Ende konnte unter anderem eine Resolution verabschiedet werden, die ein koordiniertes UN-Hilfsprogramm für das subsaharische Afrika einfordert, wo das AIDS-Problem längst ein bevölkerungspolitisches ist. Wenig spezifisch verlief die Diskussion der Problematik unterdrückter Minderheiten und aufs neue wurde offensichtlich, daß es keine allgemein verbindliche Klärung darüber gibt, was eigentlich eine Minderheit ist.

Klar, jetzt ließe sich fragen, wozu dieser möchtegern-weltpolitische Hokusfokus, ist doch alles nur 'Modell'. Natürlich wird niemals ein vom CIMUN einberufender Blauhelm ausrücken, das ist auch nicht die Frage. Es ist das Treffen an sich, das Mittendrin sein, das Verstehenlernen anderer Ansichten, was

den Gewinn eines jeden teilnehmenden Studenten ausmachte. Der Ruf nach Verständigung tönte aus multinationalen

Mündern engagierter Studierender. Er wurde gehört, und das in Kairo!

Soest

„Verhältnisse wie bei McDonalds“

Mensa-Nord im Plastik-Rausch

Wohl spätestens seit den Tagen des Klimagipfels in Berlin bastelte die Humboldt-Universität kräftig an ihrem Öko-Image. Sogleich war eine Ausstellung der Umweltorganisation WWF im Foyer eingerichtet worden. Mit einem einfachen "Ja!" vom Vizepräsident Prof. Krauß als Antwort auf die Frage, ob Umweltschutz an der HUB ein Thema sei, war diese denn auch eröffnet worden. Krauß machte deutlich, daß nicht nur die Politiker gefordert sind, Maßnahmen zu entwickeln, sondern auch die Universitäten als Forschungsstätten.

Sehr schön gesagt, aber deswegen noch lange nicht aufgewacht. Denn von Maßnahmen bei Humboldts kann keine Rede sein. Daß die Uni gerade das Gegenteil davon zuläßt, kann man an einigen markanten Orten das ganze Jahr über deutlich sehen. Beginnen wir gleich mit dem schlimmsten Beispiel, der Mensa Nord. Seit Februar diesen Jahres werden dort grundlegende bauliche Veränderungen vorgenommen. In dieser Zeit gibt es keine

Möglichkeit, Geschirr zu spülen. Deswegen wird dort das Essen, welches übrigens aus Dahlem eingefahren wird, auf Plastiktellern serviert. Ein unglaublicher Skandal, und das Wort Skandal wirkt in diesem Falle noch viel zu beschönigend, wenn man sich vor Ort ein Bild von der Sache macht.

Auf die schriftliche Anfrage eines Studenten, warum ausgerechnet Plastik verwendet wird, antwortete der Geschäfts-

Auszug aus den "Ausführungsvorschriften für umweltfreundlichen Beschaffungen und Auftragsvergaben nach der Verdingungsordnung für Leistungen (AVUmVOL)" vom 31. März 1995

Anlage ...

III. Auflagen bei Verträgen mit Kantinepächtern, Essen- und Getränkelieferanten

Bei Vertragsabschlüssen sind unter anderem folgende Auflagen zu erteilen:

1. ...

2. Die Verwendung von Einweggeschirr einschließlich Trinkbechern ist nicht zulässig. Die Verwendung von Mehrwegpackungen - insbesondere Getränkeverpackungen - ist sicherzustellen. Dies gilt auch für Getränkeautomaten.

3. Kantinen, die sich in öffentlichen Gebäuden befinden, dürfen Zucker, Senf, Salz, Ketchup und Gewürze nicht in Portionsverpackungen anbieten.

4. Es sind waschbare Stoffservietten oder Servietten aus Recyclingpapier anzubieten.

fürher des Studentenwerkes folgendermaßen: "Zur Zeit werden die Küche und der Ausgabebereich der Mensa grundlegend erneuert und umgebaut. Aus die-

einer Anstalt öffentlichen Rechts scheint's niemand gelesen zu haben. Vertragspartner im Falle Mensa Nord ist nun auch noch ausgerechnet der Senat.



sem Grunde haben wir keine Möglichkeit, Geschirr zu spülen. Wir stehen deshalb vor der Alternative, entweder Plastikgeschirr zu verwenden oder überhaupt kein Essenangebot zu machen. In dieser Situation mußten wir das geringere Übel, nämlich die Verwendung von Plastikmaterial entscheiden. Ich hoffe dafür auf ihr Verständnis."

Nein, ganz nüchtern keine Spur von Verständnis vorhanden! Die Baupläne bestehen bereits seit Jahren. Schon einmal war der Beginn der Arbeiten verschoben worden - genug Zeit also, sich über umweltverträgliche Lösungen Gedanken zu machen. Nichtsdestotrotz behauptet der Umweltbeauftragte des Studentenwerkes bei einem Telefonat, der natürlich sehr betroffen war, daß sich zur Suche von Alternativen wirklich keine Zeit finden ließe.

Eigentlich wäre das Studentenwerk dazu jedoch gezwungen. Mittlerweile sind wir vom Refrat Ökologie auf die eine entsprechende Verordnung der Senatsverwaltung für Wirtschaft und Technologie gestoßen mit dem wunderschönen Titel: "Ausführungsvorschriften für umweltfreundliche Beschaffung nach der Verdingungsordnung für Leistungen". Dort steht alles so fein niedergeschrieben, wie sich ein Essen- oder Getränkeanbieter auch in solch einem Falle von baulichen Veränderungen zu verhalten hat. Nur im Studentenwerk,

Kann sich das Studentenwerk auf eine geplante nochmalige Anfrage des Refrats Ökologie nun nicht im Sinne dieser Verordnung rechtfertigen - was wohl angesichts obigen Zitats zu erwarten sein wird - ist hier ein eindeutiger Rechtsbruch worden.

Zur Zeit allerdings karren die Berliner Müllmänner Tag für Tag zwanzig von den großen blauen Müllsäcken prallvoll mit Plastik gefüllt auf die Deponie. Und das soll bis Februar 1996 als "Übergangslösung" fortgesetzt werden. Allerdings kann die Universität für diesen traurigen Zustand nicht verantwortlich gemacht werden. Eher sollte sie das Studentenwerk langsam mal fragen, wo in dem nächsten halben Jahr die Studenten und Mitarbeiter essen sollen, wenn die Mensa-Nord auf grund der Gesetzesverstöße bis nach dem Umbau vielleicht geschlossen wird.

Das Studentenparlament hat übrigens auch ein Schreiben an das Studentenwerk geschickt und sich in einer Sitzung ganz klar gegen diese Praktiken gewandt, was aus folgendem Zitat hervorgeht: "Wir, das Studentenparlament der Humboldt-Universität mißbilligen die Verwendung von Einweggeschirr in der Mensa Nord. Wir fordern die Verantwortlichen auf, sich um die Verwendung von wiederverwendbaren Geschirr zu kümmern, da die Verwendung von Einweggeschirr aus ökologischen Gründen ab-

zulehnen ist."

Und unsere Uni-Leitung steht ganz unschuldig als Pontius Pilatus zwischen den Fronten, reagiert aber in keinem Falle konkret. Klar, alle lehnen diese Verfahrensweise an der Mensa Nord ab. Zitat aus dem Vizepräsidium: "Das sind ja Verhältnisse wie bei McDonalds, die wir auf keinen Fall zulassen können." Aber keiner tut etwas dagegen. Und will es trotz des obigen Bekenntnisses zum Umweltschutz vielleicht auch gar nicht. Denn auch dort, wo der Kanzler Weisungsbefugnis hätte, wie z.B. für die Aufsteller der Getränkeautomaten im Hauptgebäude, die noch immer nur Büchsen ausspucken, passiert nichts. Die alten Verträge werden ständig verlängert und somit die Anwendung der neuen Bestimmungen verhindert.

Nun haben wir vom Refrat einen eindringlichen Brief an den Kanzler geschrieben und hoffen, seine Äußerungen, die nun hoffentlich folgen, werden wegweisend und bindend sein.

Aber auch wir als Studenten können unseren Teil zu einer ökologischen Umorientierung leisten. Wir brauchen nicht in so einer Mensa zu essen. Wir brauchen auch nicht die Plastikbecher in den Cafeterien oder an den Getränkeautomaten zu nutzen (Stichwort: "Becher Sorno"). Selber eine Tasse mitbringen, heißt das Motto. Es ist sicher etwas aufwendiger, als die Umwelt zu zerstören, aber es lohnt sich doch - und wenn es nur ein gutes Gewissen ist. Übrigens könnt Ihr auch Eure Profs und Mitarbeiter auf den feineren Geschmack des Kaffees aus der echten Porzellantasse hinweisen. Bald wird es nach dem Willen des Gesetzgebers auch in den Automaten keine Plastikbecher mehr geben.

Mehr darüber und noch viel mehr könnt Ihr bei den Mensatagen erfahren, wo vom 12. -16. Juni Mitglieder des Ökoreferates die Stände über Gen-Technologie und Bio-Essen betreuen werden.

Daß wir immer Leute suchen, die irgendetwas tun wollen, ist wohl klar. Vielleicht wollt Ihr einfach mal einen Tag helfen, oder Euch mehr engagieren, um diese Uni und ihre Funktionsprinzipien besser kennenzulernen. Bis zum 30. Juli stehe ich Euch für Anfragen unter meiner Nummer 784 38 60 zur Verfügung. Oder meldet Euch bei Euren Fachschaften. Und Sammi, der das Referat für Fachschaftsorganisation besetzt, sitzt auch im StuPa und freut sich über jeden Breitwilligen.

Oliver Redsch

der kein Plastik mehr sehen kann

Moneten Info



Pech gehabt, Geldmarie!

Bekanntlich sind die Zeiten, als von staatswegen noch großzügig Geschenke verteilt wurden endgültig nie gewesen. Während in Bonn noch fleißig darüber debattiert wird, ob das BAföG nicht völlig wegfallen sollte, stehen die jetzt Geförderten irgendwann vor dem Problem, den gewährten Goldregen zu einem nicht unerheblichen Teil zurückzuzahlen. Da jeder schon während des Studiums durch ungeübten Fleiß und andere staatstragende Tugenden, z.B. plötzlichen Reichtum, einen Teil dieser Schuld reduzieren kann, soll im folgenden das Prozedere der Rückzahlung im Mittelpunkt stehen.

Der BAföG-Segen besteht im allgemeinen zu jeweils 50% aus einem Zuschuß und einem zinslosen Darlehen. D.h. grundsätzlich ist die Hälfte des gezahlten Betrages zurückzuzahlen. Ausnahmen von dieser ehernen Regel sind die reinen Zuschüsse, die teilweise gewährt werden wegen einer Schwangerschaft bzw. Erziehung von Kindern bis zu 5 Jahren während des Studiums, bei bestimmten Behinderungsgraden und beim Auslandszuschuß.

Fleiß und Eile

Nach Ablauf der Förderungshöchstdauer flattert von seiten des Bundesverwaltungsamtes Köln (Achtung! nicht das BAföG-Amt) ein sogenannter Feststellungsbescheid über die Höhe des zurückzuerstattenden Betrages in den Briefkasten. Erfahrenene BAföG-Kostgänger merken bei dem Wort Bescheid sofort auf, denn sie wissen, daß jetzt Rechtsmittel zulässig sind. D.h. wenn die Summe zu hoch erscheint, ist der Widerspruch innerhalb eines Monats geltend zu machen. Geschieht dies nicht,

gilt der Bescheid als anerkannt, spätere Einsprüche sind dann nicht mehr möglich.

Die Rückzahlung an die Staatskasse hat in monatlichen Raten zu erfolgen. Über die Höhe der Raten könnt ihr mit der Staatskasse reden, mindestens jedoch müssen sie monatlich 200 DM betragen. Die erste Rate ist spätestens 5 Jahre nach Ende der Förderungshöchstdauer (FHD) fällig. Achtung, damit ist das Ende des geförderten Erststudiums gemeint! Ein Zweitstudium hat auf diese Frist in der Regel keinen Einfluß. Höchstens zwanzig Jahre habt ihr für die Rückzahlung Zeit.

Aufschub bzw. Aussetzung der Rückzahlungspflicht hängt wie so oft vom persönlichen Einkommen ab. Bis zu einem Freibetrag in Höhe von 1310 DM im Monat, daß sich entsprechend um Ehegatten- und Kinderfreibeträge erhöht, ist die Zahlungspflicht ausgesetzt. Dieser Aufschub muß jährlich neu beantragt werden und somit wird das Vorliegen dieser Voraussetzung ständig überprüft.

Ein Teilerlaß auf die Darlehensschuld ist bei Vorliegen bestimmter Voraussetzungen möglich. Erste Voraussetzung ist, daß ein entsprechender Antrag innerhalb eines Monats nach Erhalt des o.g. Feststellungsbescheid gestellt wird. Danach ist der Zug abgefahren! Um in den Genuß dieses Teilerlasses zu kommen, muß man entweder außergewöhnlich intelligent oder fleißig oder beides und vor allem schnell gewesen sein. Befand sich der Geförderte bei der Abschlußprüfung unter den besten 30% der Absolventen dieser Studienrichtung, so kann er den Teilerlaß beantragen. Dabei werden alle Ergebnisse eines Kalenderjahres aus der gesamten Bundesrepublik herangezogen. Die Höhe des Erlasses richtet sich nach der benötigten Studienzeit, d. h. wird

die Abschlußprüfung mit dem entsprechenden Ergebnis innerhalb der FHD abgelegt, reduziert sich die Rückzahlungssumme um satte 25%, bei Überschreitung der FHD um 6 Monate um 20% und bei 12 Monaten immerhin noch um 15%. Die bösen Langzeitstudenten haben auch hier keine Chance.

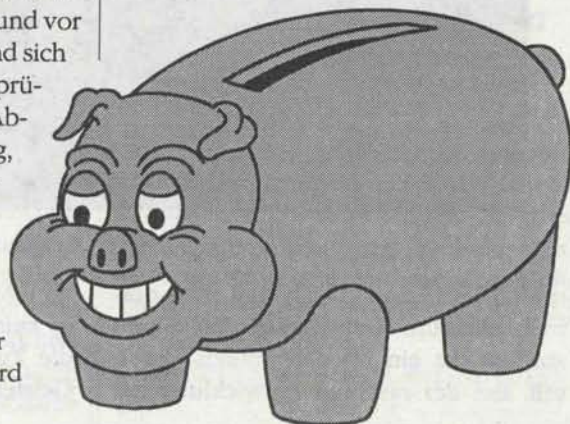
Staatstragende Tugenden

War der Fleiß oder die Intelligenz nicht ganz so groß, die Eile dafür umso mehr, dann gibt's wenigstens noch ein paar Pauschalpeanuts. Wird der Abschluß 4 Monate vor Ablauf der FHD erreicht, reduziert sich die Rückzahlung um 5000 DM, bei 2 Monaten vorfristig noch um 2000 DM.

Habt ihr reiche Eltern oder plötzlich geerbt oder seid sonstwie plötzlich zu Geld gekommen und könnt es euch so leisten, die geforderte Summe in größeren Raten oder gar mit einem mal zurückzuerstatten, dann gibt's wie in der freien Wirtschaft auch, eine Art Barzahlungsrabatt, der nicht von Pappe ist. Schließlich braucht Vater Staat so schnell wie möglich Geld, um es anderweitig wieder auszugeben. Dieser Nachlaß wird nach der Höhe der Raten gewährt. Mindestens 4000 DM im Monat will der Gesetzgeber sehen, bis er euch entgegenkommt. Das geht los bei 9% Nachlass bis hin zu 50,5% bei Rückzahlung in einem Betrag. Der Antrag auf diese Ermäßigung kann während der gesamten Tilgungszeit gestellt werden. Aber wer kann sich das schon leisten, oder...?

ojoff

(in Zusammenarbeit mit der studentischen BAföG-Beratung)





"Eigentlich wollte ich Dichter werden. Aber ich brauchte Geld."

Ein neuer Wegweiser ins Berufsleben der Geisteswissenschaftler

Es gibt ein Leben nach dem Studium! Schwer zu glauben für den armen Magisterstudenten, der beim stetigen Aufstieg in geisteswissenschaftliche Sphären schon alle Hoffnung fahren ließ. Doch gerade für ihn gibt es nach dem Studium "Freie Laufbahn".

Berufe für Geisteswissenschaftler finden sich selten in den Stellenbeschreibungen der Berufsinformationszentren

Kommunikations- und Medienbranche kommt es darauf an, mit neuen Ideen ein eigenes Arbeitsfeld zu schaffen. In einer Gesellschaft des Zeitmangels und der Datenüberflutung wird Denken zu einer Dienstleistung, die man nur verkaufen können muß.

Soweit die Theorie. Die praktischen Rezepte liefern 30 erfolgreiche Geisteswissenschaftler in dem Buch "Freie Lauf-

bahn". Abwechslungsreich und kreativ wie ihre Jobs schreiben die Autoren über ihre Arbeit und geben Tips für Nachahmer. Wie man Werbetexter, Kulturmanager oder Spiegelautorin wird, wie man Manager das richtige Wort in den Mund legt und mit welcher Leidenschaft man Literatur übersetzt, erzählen die Praktiker. Fernseh-Programmentwickler, Presse refe-

rent, Meinungsforscher - Berufe, für die es keine gezielte Ausbildung gibt, sind die Zukunft der beredten und aktiven Geisteswissenschaftler. Neben den Klas-

sikern wie Journalist, Lektor oder Drehbuchautor treten in dem von Claudio Gallio herausgegebenen Band auch Exoten aus ihrer Schattenexistenz - oder ist der Tagesablauf eines Ghostwriters etwa keine Neuigkeit.

Völlig neue Schaffungsmöglichkeiten ergeben sich durch den Dschungel von Daten, Informationen und Nebensächlichkeiten. Der Infobroker beispielsweise recherchiert mit geisteswissenschaftlichem Problembewußtsein für seine Kunden auf CD-ROM, im Internet und auf der Datenautobahn.

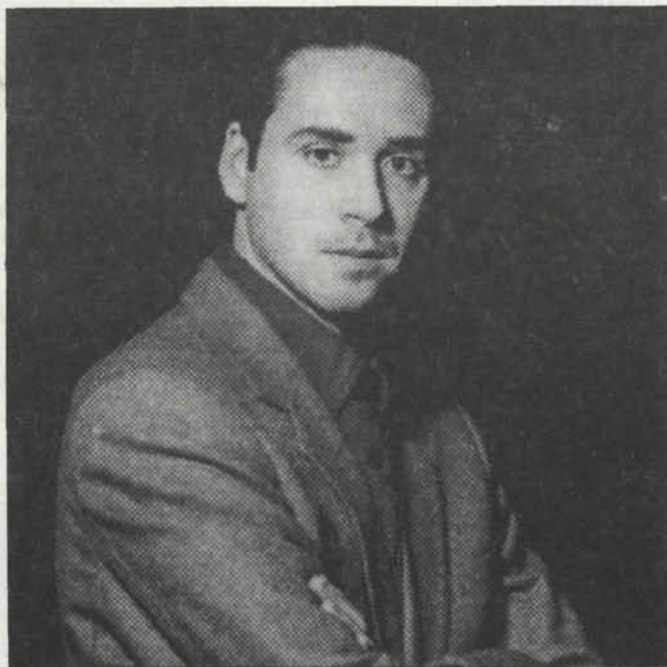
Neben einer Starthilfe bieten die Texte auch einen Blick hinter die Kulissen des öffentlichen Scheins. So erfährt man zum Beispiel, daß sich im Referat für Öffentlichkeitsarbeit auch diskret das Büro der Redenschreiber eines Politikers verstecken kann. Und die haben einen richtig harten Job, wenn sie zum Beispiel für Helmut Kohl arbeiten. Fast für jeden Tag müssen sie im Team eine Rede vorbereiten, von der man nur weiß wann und vor wem sie gehalten wird. Wenn der Redenschreiber Glück hat, kennt er noch das Thema.

Sachlich, hintergründig, persönlich, unterhaltsam und bisweilen selbstkritisch informieren und philosophieren die Vertreter der KuK-Berufe (kommunikativ und kreativ) über ihr Schaffen. Ihre Berufsbilder kann man kaum definieren, aber alle schreiben mit Lust von ihrer Arbeit, den vielen Unwägbarkeiten, Überraschungen und Verrücktheiten, die schöpferische Jobs provozieren.

Das sind Aussichten, oder!? Eine Botschaft des Buches darf aber trotz all der schillernden Perspektiven nicht vergessen werden. Studium und Uni-Abschluß allein sind keine Eintrittskarte in die bunte Berufswelt der Kopfarbeiter. Praktika, Ferienjobs, Hospitanzen und praxisorientierte Projektarbeit erst machen den erfolgreichen Einstieg ins geistige Geschäft wahrscheinlich. Wie man den Faden am richtigen Ende aufräufelt, um sich freie Laufbahn zu verschaffen - Profis spenden Erfahrungen, ohne die Arroganz der Etablierten.

jk

Claudio Gallio (Hrsg.) Freie Laufbahn. Berufe für Geisteswissenschaftler. Mit Beiträgen u.a. von Claus Leggewie, Maja Pflug, Klaus Siebenhaar, Heide Soltan, Cora Stephan. 262 S. DM 24,80 (ISBN 3-927901-63-6)



und Arbeitsämter. Doch daß man deshalb nur zum Kellner oder Taxifahren studiert, ist ein überkommenes Vorurteil. Bei der rasanten Entwicklung der



Biologie/Agrarwissen- schaften/Gartenbau: Bundesumwelttreffen in Freising

Hier noch ein Nachtrag zum bundesweiten Treffen studentischer Umweltgruppen vom 16.11. bis 20.11.1994:

Aller halben Jahre findet ein solches Treffen statt, ausgerichtet von jeweils einer Uni, d.h. von deren Umweltgruppe/Ökoreferat. Dieses Mal hatte sich die Münchener Gruppe bereit erklärt, den ganzen Haufen von über 100 Interessierten durchzubringen.

Nun geht es bei diesen regelmäßigen Treffen weniger darum, die Welt zu retten bzw. zu ändern, Ziel ist vielmehr, sich auszutauschen über die erreichten oder auch nicht erreichten Erfolge bei der Durchsetzung von Umweltschutzmaßnahmen an der Uni und Erfahrungen weiterzugeben oder zu sammeln. "Umweltschutzmaßnahmen an der Uni" hört sich pompös an, es dreht sich dabei aber um eher simple, ja fast selbstverständlich scheinende Dinge wie die Verwendung von Recyclingpapier, Mehrweggeschirr in den Mensen und Cafeterien, Ausnutzung der Becherspartasten an den Getränkeautomaten (mitgebrachte Tasse statt Plastebecher, der aus dem Automaten fällt - habt Ihr das schon ausprobiert?) usw.usf.

Nicht zuletzt stellen diese Treffen jedesmal eine Kraftquelle für die mühevollen Kleinarbeit der Umwelt-Uni-Enthusiasten dar, und Spaß macht es auch immer wieder; die Abschlußfeiern der BÖT's (Bundes-Ökologie-Treffen) sind berüchtigt.

Wenn ich jetzt von der Mühe bei der Durchsetzung bestimmter vernünftiger Sachen zum Thema Umweltschutz an der Uni sprach, heißt das nicht, daß wir, das Umweltreferat der HUB, keinen Spaß daran haben (nur manchmal nicht, wenn

wieder etwas nicht geklappt hat). Es ist schön, gemeinsam sich zu bemühen und gemeinsam - wenn auch kleine - Erfolge zu feiern. Drum laßt Euch nicht abhalten, zu uns zu kommen mit Ideen, Vorschlägen oder auch Eurem Kummer in Sachen Uni und Umwelt. Sprechzeit des Umweltreferats ist jeden Mittwoch von 14:30 Uhr bis 16.00 Uhr (Ihr könnt uns auch eine Nachricht hinterlegen) in den Räumen des Studierendenparlamentes in der Clara-Zetkin-Strasse. Mädels und Jungs, die Interesse haben oder mitmachen wollen, sind gern gesehen. Laßt Euch sehen!

Euer Umweltreferat

Wirtschaftswissenschaften: Betriebswirtschafts- Studium in Madrid

Ab Oktober 1995 bietet die Europäische Wirtschaftsakademie in Madrid ein betriebswirtschaftliches Studium mit dem Abschluß Diplom-Betriebswirt (BA) ein. Deutsche Firmen finanzieren spanisch und deutsch sprechenden Abiturienten diesen dualen Studiengang. Ziel ist es, Nachwuchskräfte vor Ort auszubilden und ihnen dann einen sicheren Arbeitsplatz garantieren. Der Studien- und Ausbildungsplan entspricht dem des Landes Baden-Württemberg, wo auch die letzten beiden Semester und die Diplomprüfung absolviert werden. Kontaktadresse: Harald Jansen, Avenida de Burgos, 12, E-28036 Madrid. Telefon: 00341/ 383 04 41.

Wirtschaftswissenschaften: Untersuchung der Stu- diengänge in Deut- schland

Nach der längst fälligen Bereicherung der akademischen Bildungslandschaft in den letzten Jahren durch private Hochschulangebote will der in Kooperation mit der Redaktion der Zeitschrift „manager magazin“ und einem Team des Münchner Unternehmensberaters Westerville entstandene Studienführer, dem heute schon aktiven Wirtschaftsführer von morgen helfen, sich im derzeitigen Dschungel der angebotenen Wirtschafts-

studiengänge zurechtzufinden. Die Autoren legen dabei eine Gesamttrangeliste vor, die 120 durchgehend beurteilte Hochschulen im deutschsprachigen Raum umfasst. Das Ranking basiert auf einer im Sommer und Herbst 1994 bei 1422 Führungskräften mit Personalverantwortung durchgeführten detaillierten Befragung zu allen Universitäten und Fachhochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die Podestplätze gehen an die Fachhochschule Reutlingen (1), die Hochschule St. Gallen (2) und die private Wirtschaftshochschule Koblenz (3). Als auffällig muss das überdurchschnittlich gute Abschneiden der nichtstaatlichen Hochschulen taxiert werden.

Angelika und Axel Westerwelle: Die besten Universitäten und Fachhochschulen für Wirtschaftswissenschaftler. Deutschland - Österreich - Schweiz. Wien 1995 (ca. 29,80)

Theologie: 4. Werner- Reihlen-Vorlesung - Ethik ohne Religion?

Am 22. und 23. Juni finden im Audimax der HUB die 4. Werner-Reihlen-Vorlesungen zum Thema „Ethik ohne Religion?“ statt. Die Vorträge kommen u.a. von den Professoren Höffe (Tübingen), Milbank (Cambridge), Oser (Fribourg), Gerhardt und Schröder (beide HUB). An beiden Tagen wird jeweils nach den Vorträgen zur Podiumsdiskussion geladen, an der auch Wissenschaftsminister Reiche (Brandenburg) teilnimmt.

Rechtswissenschaften: Kongreß „The Russian Economy and its Legal Aspects“

Vom 06. bis 10. Juli lädt der European Law Student's Association-Deutschland e.V. nach Wetzlar zu einem Kongreß über Wirtschaftsrechtsfragen Rußlands ein. Eine gesonderte Einladung ist an die Jurastudenten der Universität Kaliningrad (Königsberg) gegangen.

Näheres bei Iris Schulz, Fax-Nr. 06135/ 31 27.

Dampferanlegestelle für die Pathologie

An der Charité soll ein Medizin-Historisches Museum aufgebaut werden - mit 2.000 Präparaten der pathologisch-anatomischen Sammlung der Charité.

Wildwasserkanu? Langweilig! Paragliding? Muß man in die Berge fahren! Bunjee-Jumping? Schon gemacht. S-Bahn surfen? Uralt.

Jetzt gibt es was neues! Gruseln im Museum. Schonmal einen Zyklopen gesehen? So einen richtig echten mit nur einem Auge? Oder eine Gestalt mit vier Armen und vier Beinen, das Gehirn auf dem Rücken haftend? Oder einen Tumor, der den ganzen Kopf umwuchert hat wie eine Perücke? Oder siamesische Zwillinge? Und alles total echt, voll gruselig und irre ekelhaft! Unbedingt angucken! Der neueste Kick! Für Herz, Magen und Augen!

Medizinstudenten wissen längst, wovon die Rede ist: vom „Gruselkabinett“ der Charité. Dort wurden sie nämlich schon zu Ost-Zeiten während ihres Studiums einmal hingeführt, um am im Formalin eingelegten Beispiel die möglichen Miß-

bildungen des menschlichen Körpers zu erforschen. Was diese sich im vertrauten Kreise erzählten, könnte ab 1999 für ganz Berlin Realität werden: ein Medizin-Historisches Museum, welches auch die Abgründe menschlichen Leidens und der körperlichen Mißbildung der Öffentlichkeit vorführt. Doch halt, es soll kein Gruselkabinett entstehen wie das Dungeon in London. Dr. Peter Krietsch, der am Institut für Pathologie (huuaah) die Fäden für ein „Medizin-Historisches-Museum in Berlin“ zieht, hat andere, hochfliegendere Pläne als die bloße Sensationslust der Menschen.

„Pathologisch-anatomisches Cabinet“

Also der Reihe nach und von Anfang an.

Im Jahre 1831 wurde an der Charité ein „Pathologisch-anatomisches Cabinet“ gegründet, welches sich der Aufgabe verschrieben hatte, Präparate des menschlichen Körpers zu sammeln und sie der Forschung zur Verfügung zu stellen. Als 1856 Rudolf Virchow den Lehrstuhl für Pathologie übernahm, begann eine wahre Sammlerleidenschaft. 30 Jahre später war die pathologisch-anatomische Kollektion bereits von 1.700 auf 17.000 Präparate angewachsen, die Räume für die Lagerung reichten bei weiten nicht aus. Virchow, gleichzeitig Politiker, erreichte 1893 die Genehmigung, der Pathologie neue Gebäude zu bauen, unter anderem ein Museum. Am 27. Juni 1899 wurde es eröffnet und enthielt mit 23.600 Präparaten die wohl umfangreichste (und makaberste?) Präparat-Sammlung der Welt. Das Museum wurde im Zweiten Weltkrieg schwer getroffen, von den

mindestens 30.000 Präparaten blieben ganze 2.000 übrig. Inzwischen sind es wieder 9.000 Präparate, die meisten von ihnen werden notdürftig in einer Begräbniskapelle aufbewahrt, nebenan werden Leichen seziiert.

Die DDR-Führung überließ wie sich selbst und vieles andere auch das ehemalige pathologische Museum seinen Schicksal. 1960 wurde zwar alles saniert und an die Charité-Institute verteilt, das eigentliche Museumsgebäude aber vermoderte als offene Ruine und viele der alten Präparate verdarben, weil das Formalin aus den brüchigen Gefäßen austrat. Und wie so vieles andere auch wäre auch das „Cabinet“ des Prof. Rudolf Virchow der Vergangenheit anheim gefallen, wenn nicht Dr. Peter



Krietsch gekommen wäre.

Bestände von Weltgeltung

1980 übernahm der promovierte Zoologe das Museum, wühlte sich in jahrelanger Arbeit durch die Präparate und ordnete sie. 1990, als die Charité ums Überleben kämpfte und viele Mitarbeiter bei Horch und Guck nachfragten, ob noch eine Akte von ihnen da sei, hatte der Virchow-Fan andere Sorgen: „Als ich mir sicher war, daß hier nach wie vor Bestände von Weltgeltung lagern, hatte ich die Idee, ein Medizin-Historisches Museum wieder entstehen zu lassen. Erst haben sich mich alle ausgelacht, aber jetzt lacht keiner mehr!“

Einleuchtend, wenn man die Vehemenz beachtet, mit der Dr. Krietsch für sein Museum kämpft.

Bereits im Juni 1990 konnte er der Charité-Leitung das Versprechen abknüpfen, sich an dem Museum zu beteiligen, 1993/94 erhielt er zwei Etagen des pathologischen Instituts zur Nutzung. Die Museumsruine hat er mit Spendengeldern wieder soweit zugänglich gemacht, daß darin heute Veranstaltungen, Ausstellungen und Konzerte stattfinden können. Selbst Christo war inzwischen da („der hat überhaupt den künstlerischen Anschlag gegeben“) und will auch noch mal wiederkommen. Durch die Vermietung des schaurig-schönen Museumshörsaals im Ruinen-Look hauptsächlich an Pharmakonzerne für Bankette („Die suchen diesen Kick!“) wird ein Teil der benötigten 15 Millionen DM eingespielt, die für das Museum gebraucht werden. Die ersten Ausstellungsräume sind bereits fertig.

Die gruseligsten Gruselmonster

Ein Raum zeigt die gruseligsten Gruselmonster wie den Krötenkopf-Fötus und „Sirenoide“ Föten, denen die Beine wie Nixenflossen zusammengewachsen sind. Der zweite Raum ist so eine Art Virchow-Ralienkammer: sein erstes Mikroskop, sein Schreibtisch, seine Handschrift, seine Urkunden, sein Besteck...

Gemeinsam mit dem Tumorspezialisten Dietl, der 1994 aus dem Westen an die Charité kam und Krietsch nach Rat und Tat unterstützt, wird der Plan, bis 1999 ein neues Museum zu eröffnen, wohl

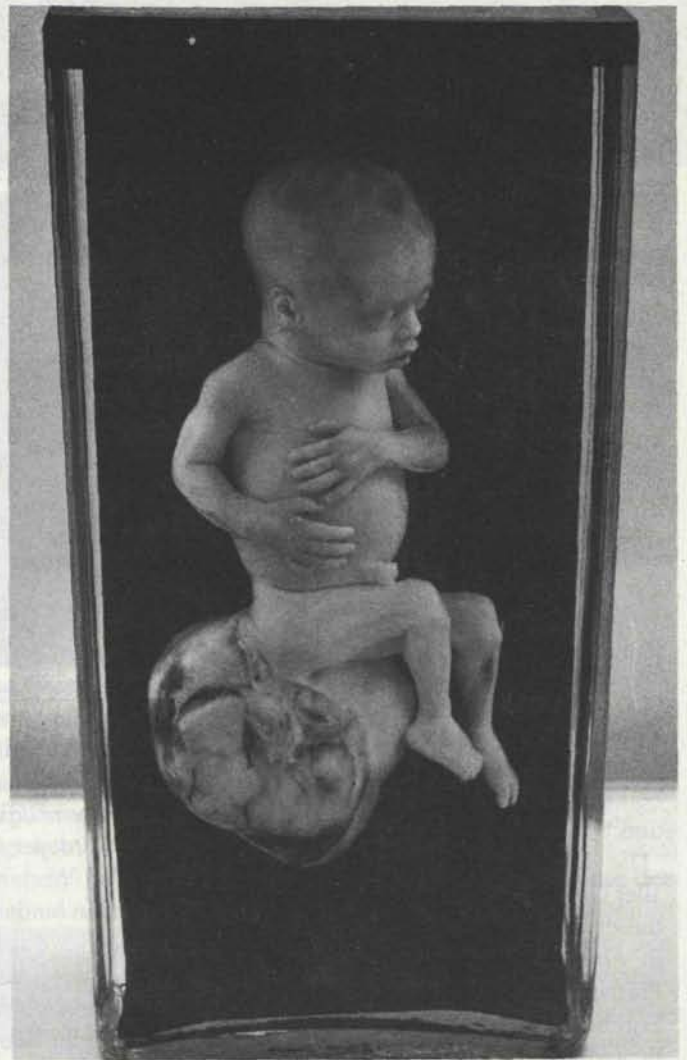
gelingen.

Dr. Krietsch, dem man eine gewisse Ähnlichkeit zu Frankenstein (diese Augen!) wirklich nicht versagen kann, hat an alles gedacht: „In den Hof kommt ein Kräutergarten, dann will ich hier ein Gewächshaus bauen und wenn alles klappt, kriegen wir am Schiffbauerkanal auch noch eine Dampferanlegestelle für unser Museum.“

Nicht nur Abnormitäten unter Glas

Es sollen aber nicht nur menschliche Abnormitäten unter Glas ausgestellt werden, im Gegenteil, das Museum will sich der ganzen Historie der Medizin widmen. Maximal ein Drittel, eher weniger, soll der Pathologie gehören. „Wir wollen die ganze Breite der Medizingeschichte zeigen, von Anatomie bis Zahnpflege.“ Und die Ausstellung der Präparate soll sich nicht in der Zurschaustellung von Abnormitäten erschöpfen. Man möchte, so Dr. Krietsch, sich in diesem Zusammenhang auch der Frage Pathologie und Kunst oder Pathologie und Mythen nähern. Denn viele der antiken Göttergestalten lassen sich auf abnorme Körpermißbildungen des Menschen zurückführen, die als Vorbilder dienten. Sicherlich ein sehr interessanter neuer Ansatz zur Auslotung der zahlreichen Mythen der Menschheitsgeschichte. Daneben möchte man in Anlehnung an das Hygienische Museum Dresden auch Aufklärungsarbeit leisten: wie sieht ein Herzinfarkt aus, wie entsteht Arterienverkalkung, was bedeuten Krankheiten wie Tripper für den menschlichen Körper, wie verändern sie ihn.

„Und wenn das alles klappt, dann entsteht rund um die Charité mit Naturkundemuseum und Hamburger Museum für Neue Kunst und Medizin-Historisches Museum eine neue kleine Museumsinsel“, erzählt der Bewacher der exorbi-



tanten Geschöpfe stolz.

Mitternachtsführung für 3Sat

Und wie ist das nun mit dem Gruselfeffekt?

Der kommt von den Medien, meint Dr. Krietsch. Da ist er nicht ganz unbeteiligt daran und es bleibt die Vermutung, daß er dem Gruseffekt seines Archivs längst erlegen ist.

Dem ständig sensationslüsternen *Spiegel* hat er bereitwillig den Blinddarm des Reichspräsidenten Ebert herausgewühlt, für *3Sat* hat er eine Mitternachtsführung veranstaltet und auf der CD-ROM, die für das Museum entsteht, ist ein zusammengewachsener Zwilling abgebildet.

Er weiß nicht, wie viele Menschen herkommen, weil sie sich Gruseln wollen, aber „das können schon einige sein“. Und wie er uns in die Begräbniskapelle führt, einen kleinen dunklen Raum neben dem Seziersaal, geschwängert mit formalindurchdrängter Luft und vollgestellt mit ca. 6.000 Präparaten, kann

man das Leuchten in seinem Augen beobachten, mit denen er unsere Blässe registriert. „Wenn sie in diesem Institut drinstecken, haben sie eine gewisse Hemmschwelle überwunden!“, sagt er lächelnd, streicht sich über die rötgewandeten Augen und steckt sich eine neue Zigarette an.

Genau wie sein großes Vorbild Virchow, der sich die „Xiphodymen-Brüder“ - zwei am Rumpf verwachsene Italiener - nach Berlin holen ließ und dem Fachpublikum vorführte, erliegt auch der Museumsdirektor in spe den abnormen Schöpfungen der Natur. Im ersten Ausstellungsraum überläßt er uns erst unserm Gruselschicksal, um uns dann, als wir allzu schnell wieder davoneilen wollen, noch einmal zum berühmten Krötenkopf zurückzuführen. Als ein leises „Ääh“ unseren zugeschnürten Kehlen entfährt, lächelt Dr. Franken... Krietsch und tröstet uns: „Dank der modernen Medizin würde solch ein Fötus heute gar nicht mehr ausgetragen werden.“

Das ist richtig und wichtig und trotz aller Gruselfaszination liegt hier der Wert dieser Sammlung und ihre Berechtigung in einem zukünftigen Museum: Die Präparatensammlung der Charité ist das Ergebnis einer ersten systematischen Bestandsaufnahme von Mißbildungen, die dazu geführt hat, daß heute viele Mißbildungen rechtzeitig erkannt werden können und so menschliches Leid erspart bleibt.

Und so ist trotz der Tatsache, daß es uns besser ging, als wir das Pathologische Institut wieder verlassen hatten, Dr. Krietsch und seinen Mitstreitern viel Erfolg zu wünschen für den Aufbau eines neuen Medizin-Historischen Museums in Berlin. Der Eröffnungstermin steht schon fest, auf die Stunde genau: 27.06.1995, 11.00 Uhr. Bis dann!

jot und hele, der am Tag danach schlecht wurde

Spendenkonto für ein Medizin-Historisches Museum in Berlin:

Kennwort: Berliner Medizinhistorisches Museum

Deutsche Apotheker- und Ärztebank EG

Bankleitzahl 120 906 40

Kontonummer: 130 325 2256



Ihr seid herzlich zur Eröffnung des „Berliner Medizinhistorischen Museums am Institut für Pathologie“ am 27. Juni 1995 um 11.00 Uhr eingeladen! Wo? - Fahrt mit dem Spreadampfer bis zur Anlegestelle Charité, die es bis dahin geben wird, erklettert flugs das idyllische Hinterland des Krankenhauses und habt Eintritt in die ehrwürdigen Gemäuer. Ein netter und vor allem glücklicher Herr wird Euch mit vielen Worten in das Ergebnis jahrelanger kleiner Odysseen, die ihn nicht am Wirken hinderten, einweihen.

Nein... das gibt's doch nicht! - wird es manchem von Euch entfahren. Das ist doch der Frankenstein aus dem *Spiegel*! Der da vor vier Jahren ein Gruselkabinett machen wollte, so eins für alle Leute zum Angucken. Mensch das isser ja!

Und Ihr habt recht. Es ist derselbe Herr, den der *Spiegel* 1995 da so verrissen hat. Von wegen Frankenstein! Er sieht absolut menschlich aus und der *Spiegel* hat, um die Leser zu erregen, ein bißchen Spaß gemacht. Er hat das unvoreilhafteste Photo des Herrn Krietsch, was also der Mann mit dem angeblichen Gruselkabinett ist, gedruckt. Das mußte ja zur Story passen.

Zur Museumseröffnung, die übrigens vor genau einhundert Jahren dank Rudolph Virchow bereits in ähnlicher Form stattfand, wird eine mit Stolz vorgetragene, wichtige Rede von Ohr zu Ohr wandern. Hört hört! Unter Euch wird sich vielleicht eine blasse Gestalt (Typ Student) gemischt haben, die 1995 schon einmal hier war. Damals ist sie hierher gekommen, um den *Spiegel*-Bericht zu hinterfragen. Sie befand nach zweistündigem Gespräch und einer etwas weichbeinigen Begehung der mit Eingelegtem ausgestatteten Gänge und Räumlichkeiten, daß ein Mensch, will er was schaffen, in solchen Fällen ideebesessen, schnurstracks geradeaus und unermüdlich sein sollte, sonst bleibt zum Beispiel ein solches Pathologiemuseum nur ein Gedanke. Jedoch schlich sich da auch eine leise Furcht ein, aber wovor? Mein Gott, das bißchen Gruselei, das diese künftige Ausstellung innehat (alles voran im ersten Besichtigungsraum die „Monstra“, was also konservierte Mißbildungen der schauerlichen Sorte sind, welche zum Teil Mythologie-Bezüge aufweisen könnten; desweiteren ein in einem Riesenglas hängender, mit wahrscheinlich Scheiße gefüllter Riesendarm als das Zeugnis des tragischen Verderbens eines 32-Jährigen etc.), muß die bei im Schulalter befindlichen Besucher aufkommende museale Langeweile etwas glätten. Diese Exponate klären außerdem auf. Belustigen sie auch hin und wieder? Naja, Ihr werdet Euch schon zusammenreißen.

Es steckt viel Arbeit in diesen Räumen. Diese Idee des Herrn Krietsch, den der *Spiegel*... Ihr wißt schon... diese Idee mit Realität zu beflügeln war genauso anstrengend, wie Berge zu versetzen. Nicht nur Monstra begrüßen Euch auf dieser Ausstellung. Ein paar Hinterlassenschaften Virchows, eine Zahnarztpraxis, die dem vergangenen Jahrhundert nachempfunden, sind zu bestaunen. Frankenstein, der keiner ist, baut auf Medizingeschichte. Und Virchow wäre wahrscheinlich stolz auf ihn.

Hele

Krieg der Gerechten

Der "AIDS-Rebell" Prof. Duesberg an der Freien Universität

Um die eigene Existenz zu rechtfertigen, bedarf es eines Feindbildes - die grundlegende Selbstdefinition bei Studentenpolitikern, so scheint's. Und Feindbilder müssen sich schön schwarz von der weißen Weste der AstInnen abheben. Ein besonders schwarzes Feindbild gab vor kurzem der amerikanische Molekularbiologe Professor Peter Duesberg ab, der am 17. Februar an der Freien Universität seine sehr umstrittene AIDS-Hypothese darstellen wollte, wobei interessanterweise das Thema eine Fragestellung war: "AIDS. Drogen- oder Infektionskrankheit?", der Vortrag sich dann aber als ein reiner Ausrufesatz entpuppte: "AIDS ist eine Drogenkrankheit!"

Duesbergs These läßt sich verkürzt so beschreiben: Der HIV ist ein harmloser Retrovirus, vor dem man sich nicht zu schützen braucht. AIDS in der westlichen Welt ist ein Krankheitsbild, daß sich allein auf den Gebrauch sogenannter psychoaktiver Drogen wie Heroin und Kokain zurückführen läßt. Neben den Drogenabhängigen seien die Homosexuellen deshalb die Risikogruppe Nr.1, weil auch sie massiv zu Drogenmißbrauch neigten. Vor allem sei das hier Amylnitrit, auch als Poppers bekannt, das die Schwulen einsetzten, um "leichter Analverkehr haben zu können." Das gesamte von Duesberg so bezeichnete "HIV-AIDS-Dogma" sei eine Verschwörung der Schulmedizin mit der Pharmaindustrie, um an Fördergelder zu kommen - das gängige und bisher einzige wirksame Präparat zur Verlängerung der Lebenserwartung AIDS-Kranker, das sogenannte AZT, verhindere nicht den Ausbruch der Krankheit, sondern verursache sie erst.

Kein Wunder also, daß Duesberg überall, wo er auftritt, auf massive Proteste stößt. Zwei zentrale Punkte seiner Theorie sind dabei die Auslöser: zum ersten seine ganze Minderheiten diskriminierende Ansicht, AIDS sei eine Life-Style-Krankheit und zum zweiten sein

mehr als gebrochenes Verhältnis zum "Safe Sex", "Act Up", eine vor allem von Schwulen getragene Kampagne, die seit Jahren in den USA mit teilweise militanter Energie um mehr staatliche Unterstützung im Kampf gegen AIDS ringt, bringt die Kritik auf die prägnante Formel "Duesberg = Death".

Duesberg on tour

Regelmäßig geht Duesberg auch in Deutschland auf Tour. Dabei wählt er vor allem Universitäten für seine Auftrit-



Prof. P. Duesberg

te; 1992 z.B. war er u.a. an der Humboldt-Uni, diesmal wählte er die FU, um

dann weiter nach Kiel an die dortige Uni zu reisen. Die dahinter stehende Absicht ist leicht zu erkennen, gibt doch der Ort Universität eine Art wissenschaftliche Weihe, ohne das die Anwesenheit von wirklich fachkundigem Publikum zu erwarten ist.

Darum geht es auch gar nicht, trägt die Auseinandersetzung der Gegner und Anhänger Duesbergs doch teilweise schon die Züge eines Religionskrieges, in dem es nicht um Fakten und deren Diskussion, sondern um Glaubenssätze und Niederschreien des jeweiligen Andersgläubigen geht. Duesberg polarisiert seine Zuhörer, ein Haufen Emotionen werden dabei hochgekocht.

Im Vorfeld der Veranstaltung hatte der AstA der FU versucht, das FU-Präsidium zur Rücknahme des Mietvertrages für den Hörsaal zu zwingen. "Eine Universität, die ihre Räume kritiklos für solche pseudowissenschaftlichen Veranstaltungen zur Verfügung stellt, handelt zumindest verantwortungslos. Oder ist sie sich ihrer gesellschaftlichen Funktion nicht mehr bewußt? Wir fordern Sie als Hausherren der Freien Universität daher auf, diese Veranstaltung zu verhindern und dem privaten Veranstalter die Genehmigung zur Nutzung universitärer Räume zu entziehen.", heißt es in einem "Offenen Brief an den Präsidenten der FU Berlin". Vielleicht sollte man dem AstA wirklich einmal die Rolle von Universitäten erklären. Bedenklich, daß die "gesellschaftspolitische Funktion der Uni" nur im Vortragen von AstA-genehmen Ansichten bestehen soll. Ist es nicht gerade Aufgabe der Universitäten, Ort wissenschaftlicher Auseinandersetzung und gesellschaftlichen Disputes zu sein?

Im FU-Pressedienst heißt es dazu: "Dies wurde abgelehnt, da das Verlangen auf Unterdrückung einer Minderheitsposition in einem Forschungsfeld grundsätzlich wissenschaftlich wie hochschulpolitisch unerhört ist. 'Es muß immer die Möglichkeit geben, wissenschaftliche Meinungen wie Mindermeinungen vorzutragen, und sich kritisch damit auseinanderzusetzen', erklärte FU-Präsident

Im folgenden werden die Hauptargumente Duesbergs gegen den Zusammenhang von HIV und AIDS dargestellt, auf die er im wesentlichen seit Beginn seiner Kampagne 1988 zurückgreift, sowie verschiedene Entgegnungen von Verfechtern der HIV-AIDS-Hypothese

Quellen: Prof. Peter Duesberg: Vortrag „AIDS - Drogen- oder Infektionskrankheit?“ vom 17.5.1995 und sein Grundlagen-Artikel „Die Rolle von psychoaktiven Drogen und Medikamenten bei AIDS“ (dt. Übersetzung), sowie eine Entgegnung von Dr. Jürgen Poppinger „Duesbergs Theorien“ in Magnus 1/1993 und von Prof. Reinhard Kurth vom Paul-Ehrlicher-Institut Frankfurt/M. in „AIDS-Prävention in Schule und außerschulischer Jugendarbeit“ 1/1993

Zwischen HIV und AIDS besteht kein Zusammenhang

Seit 10 Jahren wurden in den USA mehr als 10 000 AIDS-Patienten behandelt. Jedoch ist bisher kein einziger Fall eines an AIDS erkrankten Angehörigen des Pflegepersonals bekannt geworden.

Bei den etwa 15 000 amerikanischen Blutern ist eine statistische Verdopplung der Lebenserwartung seit Beginn der 80er Jahre feststellbar, trotz dessen, daß sie durch ihre Abhängigkeit von Bluttransfusionen angeblich eine Hauptrisikogruppe für AIDS darstellten. Bei jährlich 3 Millionen Bluttransfusionen in den USA trat bisher noch kein Fall eines als AIDS-Indikatorkrankheit betrachteten Kaposi-Sarkoms (spez. Hautkrebs) auf.

Bei allen Viruserkrankungen ist die Inkubationszeit (d.h. die Zeit zwischen Infektion und ersten Symptomen) genau berechenbar, bei den meisten beträgt diese Zeit nicht mehr als drei Wochen. Die Krankheit AIDS jedoch bricht im Durchschnitt erst nach 10 Jahren aus: Auch kann niemand genau sagen, wann die ersten Symptome nach der HIV-Infektion auftreten, oder ob sie überhaupt auftreten. Nimmt man die sog. max. biochemische Aktivität des Immunsystems gegen den HIV als Maßstab, so müßte dies etwa 14 Tage nach der HIV-Infektion der Fall sein.

Ein Virus verursacht immer eine genau bestimmbare Erkrankung. Der HIV soll angeblich jedoch für eine Gruppe von 30 verschiedenen Krankheiten, die zu AIDS zusammengefaßt werden, verantwortlich sein.

Wenn ein neues Virus auftaucht, so kommt es zunächst zu einer explosionsartigen Verbreitung, bis zu einem Höhepunkt, ab dem die Zahl der Neuerkrankungen wieder abnimmt. HIV verbreitet sich nur sehr langsam. Die Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten nimmt weit schneller zu, als die angeblich auf gleichem Wege übertragene Krankheit AIDS.

Bisher konnte nur bei sehr wenigen AIDS-Kranken das Vorhandensein des HIV nachgewiesen werden., z.B. bei nur 7% der AIDS-Erkrankungen in NewYork und San Francisco. Insgesamt sei nur bei 40% der amerikanischen AIDS-Fälle der Virus nachweisbar gewesen. Andererseits ließe sich an Studien nachweisen, daß bis zu 90% der Erkrankten regelmäßig Drogen konsumierten.

Obwohl einige Wochen nach der HIV-Infektion Antikörper gebildet werden, bietet diese Immunität keinen ausreichenden Schutz vor dem Ausbruch der Krankheit.

HIV verursacht AIDS

Es gibt Fälle von HIV-Infektionen und schließlich AIDS-Symptomatik aufgrund von versehentlichen Verletzungen mit Kanülen. Da HIV nur schwer übertragbar ist, geht die Infektion nur bei wenigen Personen, die mit HIV Kontakt haben, an - vermutlich weniger als 10%. Bekannt wurde ein Fall aus Florida, wo ein Zahnarzt fünf Patienten mit HIV infizierte, wovon inzwischen zwei an AIDS erkrankten.

Die routinemäßige Untersuchung von Blutspenden auf HIV hat die Übertragung durch Transfusionen fast unterbunden. In Deutschland ging vor kurzem ein Infektionsskandal mit HIV mittels verseuchter Blutpräparate durch die Medien, wobei ein Teil der Betroffenen bereits AIDS-Symptomatik entwickelte.

Der HIV schädigt das Immunsystem, so daß der Körper immer anfälliger für tödliche Krankheiten wird. Dieser Prozeß, der nicht ohne Gegenwehr des Körpers verläuft, kann lange dauern. Eine kanadische Studie von 1992 konnte beweisen, daß allein HIV zum Immundefekt führt. Eine Gruppe von über 700 schwulen Männern wurde über Jahre beobachtet. Außer HIV-Infektion gab es kein Risiko für die Entwicklung eines Immundefektes. Drogengebrauch änderte dieses Risiko nicht.

Hier zählt wiederum die Wirkung einer HIV-Infektion, die das Immunsystem zerstört. Dadurch wird der Organismus erst so extrem anfällig für diese in der Tat lange bekannten Krankheiten, denen er letztendlich unterliegt. HIV verursacht diese Krankheiten nicht, er ermöglicht ihr massenhaftes Auftreten. Diese Krankheiten treten in Verbindung mit HIV auf und werden unter dieser Voraussetzung als AIDS definiert.

Geschlechtskrankheiten sind unterschiedlich infektiös, so wird beispielsweise Tripper wesentlich leichter übertragen als Syphilis oder ist das Infektionsrisiko für die Hepatitis B ca. 20mal höher als für den auf ähnlichem Wege übertragenen HIV.

Der HIV-Test beruht auf dem Nachweis der HIV-Antikörper, da der direkte Nachweis des HIV technisch sehr aufwendig und teuer ist. Durch verbesserte Methoden zur Virus-Isolation konnte nachgewiesen werden, daß HIV letztendlich bei jedem AIDS-Kranken vorliegt.

Es gibt eine Reihe von Beispielen für Erkrankungen trotz gebildeter Antikörper. Wäre die Immunabwehr so effektiv, gäbe es keine Viruserkrankungen.

Der nachgewiesenermaßen effektivste Weg der HIV-Übertragung ist der von der Mutter auf das ungeborene Kind (sog. perinatal). Aber die körpereigenen Schutzmechanismen verhindern die Übertragung von Auslösern tödlicher Krankheiten.

AIDS ist eine Drogenkrankheit

Es besteht eine Korrelation zwischen einem massiven Anstieg des Konsums psychoaktiver Drogen und der flächenhaften Ausbreitung von AIDS seit Beginn der 80er Jahre.

Die Gruppe der 20-40jährigen Männer stellt mit 72% die Hauptgruppe der AIDS-Kranken und gleichzeitig mit ca. 80% die Hauptkonsumentengruppe der genannten Drogen.

Das Medikament AZT ist die direkteste Droge, eine „psychoaktive Designerdroge“, die „wirkungsvoll sich teilende Blut- andere Zellen zerstört und deshalb auch direkt immunsuppressiv wirkt.“

95% der durch die Mütter mit HIV infizierten Säuglinge entwickeln innerhalb von 6 Jahren AIDS, währenddessen deren nicht infizierte Geschwister nicht erkranken. Es gibt mehr Beispiele für perinatal übertragbare Krankheiten mit pathologischer Wirkung.

Jeder, der sich mit Statistik beschäftigt, weiß, daß Korrelation nicht unbedingt Ursache bedeuten muß. Wie erklärt sich Duesberg in diesem Zusammenhang AIDS bei HIV-Infektion durch Blutübertragung ohne Drogengebrauch, AIDS bei seit Jahren „cleanen“ ehem. Drogenabhängigen, AIDS bei durch ihre Mütter infizierten Babies...

Diese vergleichsweise hohen Zahlen entstehen durch Einbeziehung auch relativ harmloser Drogen, wie Poppers und auch gelegentlichen bzw. lang zurückliegendem Konsum.

In deutschen und amerikanischen Studien konnte nachgewiesen werden, daß AZT das Progressionsrisiko bei Personen mit T-Helferzellenwerte unter 350 (d.h. bereits sehr geschwächtes Immunsystem) stark reduziert. AZT-Prophylaxe verringert die Wahrscheinlichkeit, an AIDS zu erkranken.

Gerlach.“

Dies wollte und konnte der AstA, die „Allgemeine Stabsstelle zur Aussonderung qualitativ minderwertiger Wissenschaft“ (taz), nicht leisten, denn schließlich ging es um eine „Irrlehre“, wie es im Boykott-Aufruf des AstA hieß - die Terminologieähnlichkeit zur Inquisition ist (hoffentlich) nur ein rhetorischer Patzer, obwohl das folgende daran zweifeln läßt.

Religionskrieg

Der Hörsaal 2 in der Silberlaube glich einem Hexenkessel, in dem die Emotionen kräftig am Kochen waren. Jede Menge Video-Kameras flitzten durch den Raum, etliche der 600 Zuhörer versuchten, ihr Gesicht abzudecken - aus Angst, erkannt zu werden. Nicht Argumente zählten, sondern die Watt-Zahl der Verstärkeranlagen. Eine Brüll-Show wie aus besten „Einspruch“-Tagen nahm ihren Lauf. Erst wurde Duesberg mit Hilfe eines Megafons niedergebrüllt, woraufhin seine Gläubigen selbiges zum Schweigen brachten. Die Aggressivität in beiden Lagern war regelrecht körperlich spürbar.

Als schließlich doch ein wenig (relativ) Ruhe einkehrte, breitete Duesberg

seine Sicht der Dinge aus, die im übrigen vom ständigen Klagen über seinen Geldmangel begleitet waren, nach dem mauligen Motto „Gallo* kriegt alles, ich nichts!“. Dies mag vielleicht eine Erklärung für den von einem Psychotherapeuten der AIDS-Beratung mittlerweile als „pathologisch-paranoid“ bezeichneten Kampf gegen die „HIV-AIDS-Hypothese“ sein. Daß er in Nebensätzen seine Kollegen Gallo und Montagnier* als mittelmäßig bezeichnet, ist da nur folgerichtig.

Gewappnet mit Diagrammen und Zitaten aus Forschungsberichten, die er erwiesenermaßen sehr aus dem Zusammenhang riß, ging Duesberg auf seine alten Argumente ein (siehe Kasten). Ein Beispiel sei hier genannt: Um zu beweisen, wie blind die herkömmliche AIDS-Behandlung gegenüber den Gefahren des Drogenmißbrauchs sei, zitiert Duesberg aus einem Bericht der renommierten Fachzeitschrift „Science“, in dem es angeblich heißt, Drogen seien glücklicherweise nicht toxisch, also ein Segen. Im Original ist dieser Satz allerdings eingebettet in einer Darstellung, daß psychoaktive Drogen nicht *auf das Immunsystem* (speziell auf die T4-Helferzellen, den Opfern des HIV) toxisch wirkten - ein völlig anderer Zusammenhang.

Gefährdete Unschuld

Daraufhin hielten die AstInnen wohl einerseits die Argumente Duesbergs für gefährlich überzeugend und andererseits die Zuhörer für ausreichend dämlich, um nicht selbst denken zu können. Die geistige Unschuld und Reinheit ihrer Lämmer im Hörsaal dünkte ihnen massiv gefährdet. Die vermeintlich suggestive Wirkung Duesbergs mußte unterbunden werden. Zehn Vertreter der reinen Lehre stürmten den Tonregieraum, schmissen die Toningenieurin unter Gewaltandrohung raus. Ein strategischer Sieg war errungen, die Mikrofonanlage des Hörsaals fest unter der orthodoxen Kontrolle und damit der Vortrag erst einmal unterbrochen. Entscheidend für den Protest sei gewesen, daß kein wissenschaftliches Streitgespräch stattgefunden habe, meinte eine Astin gegenüber der taz. Das war ja auch gar nicht möglich, denn die massive Störung mit Hilfe der Tonanlage begann *vor* der geplanten Diskussion zum Vortrag.

Daß die Diskussion dann doch nach einer halben Stunde Pause stattfinden konnte, lag an der Polizei, die dann irgendwann anrückte und die Tonraumbesetzung beendete.

Das anschließende Frage-Antwort-Spiel selbst war wenig produktiv, ging es doch

nur um die Feststellung der eigene Meinung als die einzig wahre. Besonders Prof. Duesberg brillierte hierbei, indem er jeden kritischen Hinweis mit der Frage nach der entsprechenden Studie abjügelte. Bleibt hinzuzufügen, daß wenn er auf solchem Niveau diskutieren will, er sich natürlich der bisher hartnäckig verweigerten Diskussion mit Fach-

kollegen stellen muß und nicht immer wieder die Akklamation des Laienpublikums suchen sollte.

Eine zugegeben polemische Frage wollte auch ich stellen, aber nach all den Widrigkeiten war die Zeit einfach zu knapp, so daß ich sie an dieser Stelle los werden möchte: *"Herr Duesberg, meinen Sie nicht auch, daß solange*

Zweifel an ihrer Theorie bestehen, Ihre Diskriminierung des Safer Sex verantwortungslos, ja verbrecherisch ist?"

ojo

*Gallo und Montaignier, am. und frz. Molekularbiologen, die als Entdecker des HIV gelten

Theaterkritik

„Lärmender Spuk“

„Onkel Wanja“ am Deutschen Theater

Heimspiel am Deutschen Theater. Hausherr Langhoff führt Regie bei Tschechows Klassiker „Onkel Wanja“. Die Besetzung listet die bekannten Namen des Ensembles. Der Bühnenraum (Pieter Heim) ist schmal, wesentlich auf die von hohen Flügeltüren gerahmte Vorderbühne zurückgeschnitten, nur die ange deuteten Seitengänge links und rechts mit ihren hohen Fenstern und spärlichem Mobiliar vermitteln eine Andeutung von Tiefe. Die Räume, wechselweise sonnengelb, nächtlich blau oder hell-pastell illuminiert, strahlen den dekadenten Charme eines russischen Landgutes der Jahrhundertwende aus. Vor dieser Kulisse, die mehr Genrebild denn Imagination ist, wird das Stück abgewickelt. Nicht die Konversationskomödie, nicht das Seelendrama interessieren Langhoff, einzig auf das Über tönen „Tschechowscher Langeweile“ scheint ihm anzukommen.

Für den Zuschauer bleibt dabei nicht viel zu entdecken übrig - was man sieht, ist schon

alles. Der Blick, von den Schnitten einer Kamera und der Willkür eines Regisseurs (wie bei Louis Malles Verfilmung) befreit, wandert unstet zwischen den Protagonisten auf und ab - aber die Erschütterungen bleiben Theaterdonner, alle Leidenschaft kaum mehr als müde Simulation.

Da hilft es nicht, daß Langhoff seine Schauspieler rennen lässt, schreien, schießen und die Nerven verlieren -

selbst Wanjas Ausbruch, wo er dem Worte nach die Lügen aufdeckt, das kleine Leben entlarvt, selbst das trägt noch den Zug der Schaustellerei, der bloß lärmenden Virtuosität. Mischten sich bei der Malle-Verfilmung die Schauspieler mit ihren Rollen, so verschwinden die Figuren hier ganz hinter den Spielern - es herrscht gediegene Könnerschaft vor leiser Irritation, routinierte Eleganz statt scharfem Spott. Die Gegenwart bleibt das einzige Zeitmaß auf der Bühne - keine Qualen vergangenen Lebens, keine Zukunftsträume muten die Spieler einem zu - das Land-Leben wie die Inszenierung ersticken in gepflegter Langeweile.

Nur an wenigen Momenten spannt sich die Aufmerksamkeit wieder: so, wenn Sonja Astrow nachts in blumiger Verschleierung ihre Verliebtheit gesteht und in einer Geste, die einem für einen Augenblick den Atem stocken lässt, ihre Hand nur wenige Zentimeter von der seinen legt. Er wird es nicht merken und das Stück nimmt weiter seinen Lauf. Am Ende, nachdem der Doktor und das Paar abgereist sind, entsteht noch einmal etwas wie Dichte auf der Bühne. Die Türen sind verschlossen, das Licht gelöscht,

der lärmende Spuk vorüber. Jeder kehrt an seine Arbeit zurück und mit der Ruhe gewinnen auch die Figuren wieder an Überzeugungsstärke. Trotzdem, es bleibt ein nur wenig versöhnliches Finale für diese kleinlaute Inszenierung, die mehr hoffen ließ, als sie dann zu halten bereit war, und damit fürs erste („wir werden ausruhn...?“) die Hoffnung auf kühneres Spiel begrub.

Schah von Blah



Live In Concert

Ein Berliner Musikereignis im Schnellverfahren

Berlin hat sich bekanntlich als einer der großen Schmelztiegel für kulturelles Geschehen in Europa etabliert. Das vielfältige Angebot scheint mitunter kaum überschaubar, dennoch bleibt die große "Qual der Wahl"-Diskussion für den Durchschnittsbürger aus, denn entschieden wird nach dem Stand der Geldbörse. Gewiß, die Nachfrage nach dem besonderen Kulturerlebnis ist groß, der Blick ins Porte-Monnaie findet jedoch bei vielen Kulturverbrauchern schnell eine Antwort auf die Nachfrage. Diese Prinzip ist weitverbreitet und gerade unter den Studenten ein Alltagsphänomen. Doch es gibt Tage, da schreitet auch ein Student zur großen kulturellen Tat in dieser Stadt und erfüllt sich einen seiner kleinen Träume im unerschöpflichen Film-, Tanz-, Theater- und Musiktumel.

So geschah es, daß auch ich nach langer Zeit endlich wieder einmal einem großstädtischen Musikereignis fröhnen wollte. Ich hörte vom Einzug der britischen Musikkinnovation Portishead in die Stadt Berlin und begab mich sogleich voller Freude auf den Weg zur Konzertkasse, um schnellstens eine Eintrittskarte zu erwerben. Auf dem Weg dorthin erinnerte ich mich daran, daß das Konzert in der Passionskirche stattfinden sollte. Wie gelungen erschien mir die Idee des Veranstalters, denn wer die britische Neuentdeckung kennt, versteht meinen Euphorismus (die Musikrichtung an dieser Stelle dezidiert, kritisch, gekonnt, blumig-poetisch und treffend zu umschreiben, ist hier nicht meine Absicht; ich erlaube mir Distanz von der Kritikersparte und fahre weiter im Text).

Vor der sogenannten Ticketbox angekommen, fiel mein traumhaftes Kartenhäuschen, ähnlich der Metapher der zerplatzten Seifenblase, in sich zusammen:

"Tut mir leid, junge Frau, das Konzert wurde verlegt..." (oh, nein, schreit es in mir) "...und verschoben..." (Das gibt's doch nicht) "...die Tickets müssen erst nachgedruckt werden. Mit einem Gutschein können Sie dann an der Kasse vor Ort die Karte abholen, aber seien

Sie füh genug da." (na, prima, wie unkompliziert man in dieser Stadt eines dieser kulturellen Besonderheiten wahrnehmen kann).

Dann war der Tag der Veranstaltung gekommen. Es verschlug mich nun nicht in die gewünschten sinnlich-religiösen Räumlichkeiten, sondern geradewegs in eine Hundertschaft von Musikfans vor eine der Konzert-Hochburgen Berlins, das Metropol am Nollendorfplatz.

Ungewollt stand ich also eingeferrt in der Besuchermenge (eigentlich wollte ich ja in die Passionskirche) und spürte nach dem ersten abgebauten Aggressionsstau beim Kartenkauf vor einigen Tagen, sich schleichend einen zweiten nähern. Verzweifelt versuchte ich das Ende der Schlange zu erspähen, die den Gutschein-Ticket-Eintausch-Kandidaten zustehen sollte. Erfolglos, denn die Schlange wurde zur flächendeckenden Traube, die hektischen, periodischen rechts-links Bewegungen ausgesetzt war. Ich hoffte und vertraute auf die Beweglichkeit meines Rippengerüsts, als ich den Blick nach vorne zur Kasse wagte, wo sich die Musikkwütigen mit erhobenen Armen kaum halten konnten. Um die Traube herum liefen aufgeregte döneressende Szenekreaturen, die bemüht waren, noch von irgendjemanden für teuer Geld ein Kärtchen zu ergattern. "Suche Karte-Suche drei Karten..." Wie im Fieberwahn schwankten mir die Worte mittlerweile vor den Augen. Ich war versucht "Hier!" zu brüllen, um mich aus diesem Wahnsinn zu befreien. Ich erklärte mich für verrückt, schließlich nahm ich all das freiwillig auf mich und hatte sogar dafür bezahlt.

Meine Vorfreude auf das Konzert verdunstete zunehmend. Die unprofessionelle Organisation der Veranstalter machte mich wütend. Über eine Stunde hatte ich mich dem Chaos auszusetzen, um dann endlich, schon völlig ermüdet, einen kopierten, unattraktiven gelben Zettel in der Hand zu halten, der beim Eintreten in das attrappenähnliche Gebäude direkt zerrissen wurde.

Verschwitz und entnervt wurde ich mit der Masse in der ausverkauften Halle erst einmal mit einem intellektuell, enthobenen Film auf das kommende Musik-szenario eingestellt. Dann endlich erschienen die Künstler, zumindest glaubte man sie zu erkennen. Im dämmrigen blaugrünen bis violetten Licht ertönten die Klänge, die Musiker blieben wie Schattenfiguren als Facetten im Lichtermeer versteckt. Der gern gesagte Satz nach einem Konzert: "Mensch, die hab' ich live gesehen." würde dieses Mal wohl ausbleiben. Dennoch paßte die Inszenierung sehr gut zur Musik und schaffte eine gelungene Atmosphäre, die insbesondere von der begnadeten Stimme der Sängerin geprägt wurde.

Ich fand gerade großen Gefallen an dem Konzert, vergaß dabei den anfänglichen Streß, da verabschiedet sich die Frauenstimme. Das soll's gewesen sein? Das können doch nur etwa sieben Beiträge gewesen sein. Aber sie kam wieder, allerdings nur mit zwei Zugaben, wurde dann mit starkem Ablauf hinausbegleitet und verschwand in der Dunkelheit-für immer. Die Darstellung war tatsächlich beendet. das grelle Licht auf der Bühne ging an, schnell begannen die Rowdies die Instrumente zusammenzupacken. Das Publikum stand eine Zeitlang versteinert und sprachlos vor der Bühne bis die Unglaublichkeit plötzlich in ein gellendes Pfeifkonzert umschlug.

Für mich war das ein Wiederaufgreifen dieses abendlichen Alptraums. Ich beschloß schnell den Saal zu verlassen, um die schöne Musik, die mir noch in den Ohren lag, nicht durch Buhrufe vermiesen zu lassen.

Ich setzte mich in die U-Bahn und erinnerte mich an die Schatten, deren Musik ich für viel Geld und Nervenzerren eine knappe Stunde lang lauschen durfte. Das war sie also gewesen, die Schnellebigkeit jetzt auch live in concert.

WELTWEIT IN DIE LUFT GEHEN...

**Euer
Studentenreisebüro
in Berlin - Mitte
bietet Euch alles, was ihr
für Euren Trip braucht:**

wenn das Studium mal kurz unterbrochen werden soll,
weils sowieso nix bringt im Moment;
wenn die wohlverdiente Semesterpause ansteht;
oder wenn ihr Euer knappes Geld sinnvoll anlegen wollt
für die richtige Weltbürgerbildung, Spaß und Erholung

**die günstigsten StudentInnenflugtickets in der
Stadt**

(auch was gutes für
Nichtstudies gibts noch)

den
Jugendherbergs-
ausweis
Vorraussetzung für
Übernachtungen in
Jugendherbergen weltweit

den Internationalen
Studentenausweis ISIC
ein Muß für den
Auslandstrip

Mietwagen,
preiswerte Übernachtungen, Sprachreisen,
Individualreisen

sehr günstige Reise- und Krankenversicherungen,
z.B. Auslandskrankenversicherungen für ein ganzes Jahr ab 11,- DM

und außerdem alles was ein normales Reisebüro auch so hat

Flugpreise ab Berlin (kleine Auswahl)

Preise ab DM

London 379, Athen 539, Dublin 579, New York 729,
Miami 879, Los Angeles 999, Toronto, Montreal 784,
Vancouver 1019, Mexiko 899, Rio 1099, Bangkok, Pe-
king 11069, Santiago de Chile 1049, Singapore 1259,
Sydney, Melbourne 1589, Lima 1299, Buenos Aires
1199, Caracas 999, Havanna 1249



Weiterhin könnt Ihr natürlich bei uns auch buchen:

- *Fährpassagen
- *Mietwagen
- *Hotels
- *Ferienwohnungen
- *Pauschalreiseangebote nah und fern
- *Linienbustickets Deutschland und Europa
- *Reiseversicherungen

Ever SRS Studenten Reise Service mit
Büros:

Clara-Zetkin-Str.30, am Parkhaus IHZ
und

Marienstr.25, 10117 Berlin-Mitte

Öffnungszeiten MO - FR 10 bis 18 Uhr

Was ist der ISIC?

Der ISIC (International Student Identity Card) wird in über 90 Ländern der Erde verkauft.

Die UNESCO erkennt den ISIC als einzigen, international gültigen StudentInnenausweis an.

Im Klartext heißt das, daß die jeweils national geltenden StudentInnenermäßigungen von ISIC InhaberInnen in Anspruch genommen werden können.

Dies überzeugt Jahr für Jahr mehr als 2 Mio. StudentInnen weltweit, den ISIC zu erwerben

Wenn eine/r eine Reise tut, dann gehört der ISIC ins Gepäck

Reisen mit dem ISIC

Attraktive Sondertarife auf nationalen und internationalen Flügen bringen Dich günstiger ans Ziel. In vielen Ländern erhältst Du weitere Ermäßigungen z.B. auf Bahn, Fähre und Mietwagen.

Vor Ort ist immer noch nicht Schluß. Mit dem ISIC erhältst Du Ermäßigungen in Museen, Galerien, Kinos, Restaurants, bei Festivals und Sportveranstaltungen an vielen Orten der Welt TIP: Immer den ISIC vorzeigen und nach Ermäßigungen jagen !!

Guter Rat unterwegs

Die ISIC Helpline steht Dir rund um die Uhr - kostenlos - zur Verfügung Du erreichst die Helpline einfach per R-Gespräch. Gib Deine ISIC Nr.-r. an und Du wirst informiert, z.B. über Visa - und Gesundheitsbedingungen Deines Reiselandes. Die Helpline hilft, z.B. wenn Du während der Reise ärztliche oder rechtliche Hilfe benötigst) leitet im Notfall dringende Nachrichten an Deine Familie weiter oder teilt Dir die Adresse des nächstliegenden Studentenreisebüros mit

Das ISIC Netzwerk

Mit dem ISIC hast Du Zugang zu einem weltweiten Netz von Studentenreisebüros. (Viele dieser Reisebüros werden in der Lage sein, Dich mit nützlichen Informationen zu versorgen, ein Studentenflugticket umzuschreiben oder ein verlorenes Ticket zu ersetzen u.v.a.)

Den ISIC bekommst Du in Deinen SRS Reisebüros oder beim RefRat der HUB.

Übrigens:

Wenn Ihr einen Begleiter/In auf die Reise mitnehmen wollt, der nicht StudentIn ist, finden wir auch günstige Möglichkeiten: viele Airlines bieten für "mitreisende" Ehefrau, Kinder o.ä. die gleichen Ermäßigungen wie für StudentInnen Junior-Mitglieder des Deutschen Jugendherbergswerkes (DJH) bis unter 27 Jahre bekommen bei LH Flügen bei uns noch den Jugendtarif.....



Buchtipp

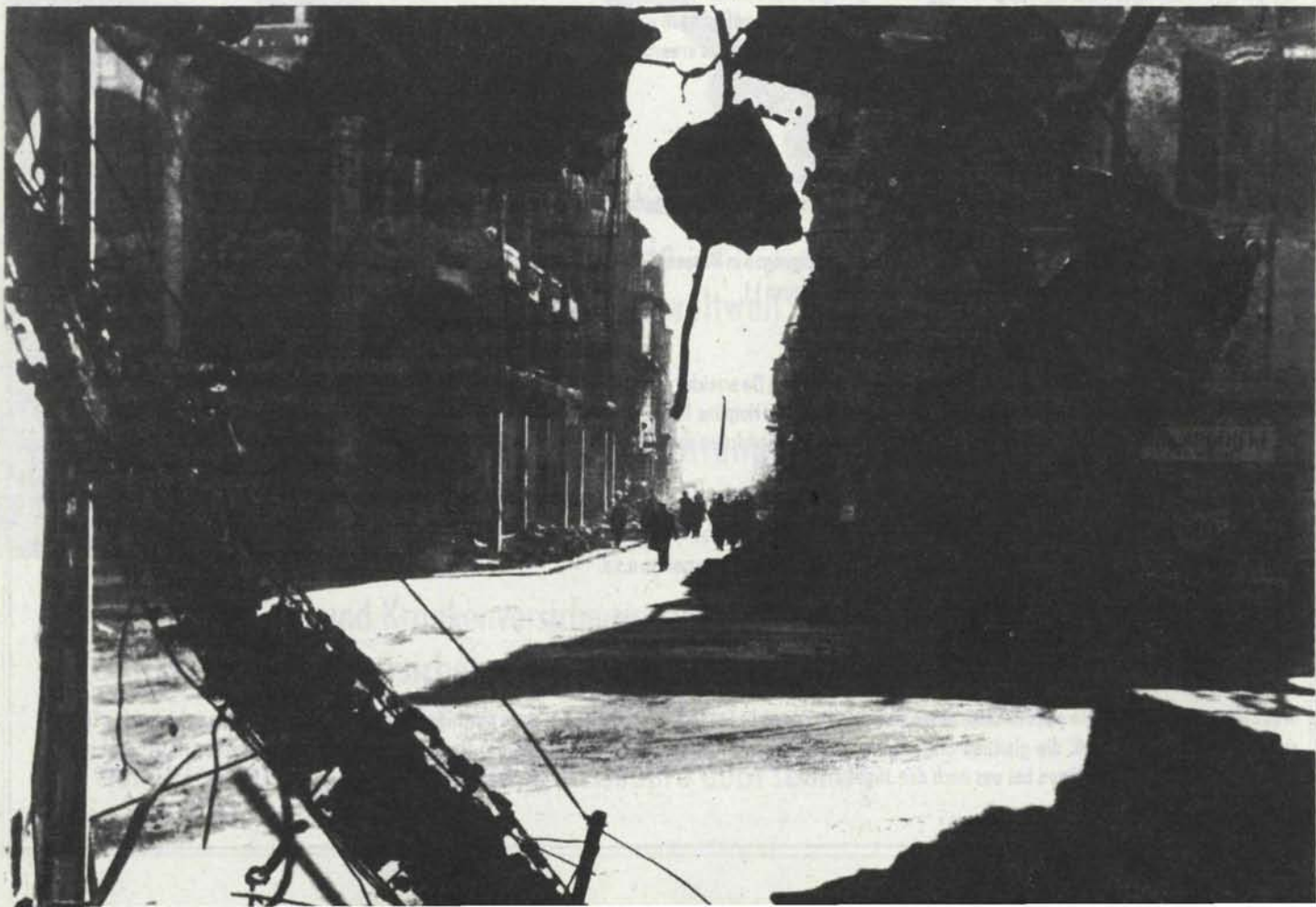
Spannung ohne Schuld und Verantwortung

**Auf 700 Seiten schreiben zwei Engländer
ein Stück deutsche Geschichte**

„Der Fall von Berlin“ ist ein Buch über *einen* Krieg und über *den* Krieg allgemein. Vom Einband her ein Monumentalwerk, ist es inhaltlich eine enorme Sammlung von Fakten und Zahlen aus vielen neuen Quellen, die erst nach 89 zugänglich wurden. Die Autoren

Anthony Read und David Fisher schildern die Jahre 1936 bis 45 in Berlin, beginnend mit den olympischen Spielen 1936 und in der letzten Schlacht endend, die im April und Mai 1945 mit Hunderttausenden Opfern und der Zerstörung der gesamten Innenstadt einen

der grausamsten Höhepunkte der Kriegsgeschichte bildete. Eine Vielzahl bisher unveröffentlichter Memoiren, Tagebücher und Briefwechsel von Militärs und Zivilpersonen, verbunden mit umfassendsten Recherchen über den technischen Kriegsablauf, lassen die Geschehnisse aus zahlreichen Perspektiven nachvollziehen. Das alltägliche Leben der Berliner, die militärischen Planungen, die seelischen Verfassungen der Befehlshaber aller Seiten, Episoden individueller Schicksale - abwechselnd erzählt, sammeln sich die Details und formieren sich zu einer spannenden Geschichte. Die sachliche Distanz lässt eine einseitige Sichtweise nicht zu, wer ideologische Werturteile erwartet, wird enttäuscht werden. Stellenweise verwirrt die bloße Rekapitulation der Ereignisse; das Bedürfnis, Fragen nach Schuld und Rechtfertigung zu stellen und zu beantworten, bleibt das Problem des Lesers. Die Stimmung erinnert an die Situation, wenn ein alter Mann ohne Verklärung von seiner Jugendzeit erzählt: offen, mit Abstand und in der einfachen Absicht zu sagen: So fing es an, so ist es passiert, so endete es. Read und Fisher erzählen Geschichten, Anekdoten, Beschreibungen in einer Weise, die nahe-



legt, daß es uns heute doch eigentlich nicht mehr betrifft, und wenn doch, dann eher wie der Spartakusaufstand als beispielsweise der Krieg im ehemaligen Jugoslawien. Eine Erzählung von außen. Vielleicht sind die Engländer uns Deutschen voraus.

Von dieser Frage abgesehen, hält „Der Fall von Berlin“ etliche interessante Abenteuer zu lesen bereit: die Entsorgung von sieben toten Elefanten nach einer Bombardierung des Zoos, deren vier bis sechs Tonnen schwere Kadaver innerhalb einer ganzen Woche zerhackt, zerschnitten, zersägt wurden, während „die Männer in den riesigen Brustkörben wie in einem Gitterkäfig herumkrochen und oft hinter den Haufen von Eingeweiden verschwanden“; das apokalyptische Bild von durch Trümmer tanzenden Kindern in Faschingskleidern nach einem verheerenden Angriff, bei dem ein Karnevalsgeschäft zerstört worden war; immer wieder Beispiele für den schwarzen Humor der Berliner, ihre Gleichgültigkeit gegenüber der Katastrophe, wenn sie „ihren Geschäften nachgingen, inmitten der Ruinenberge ihre Einkäufe tätigten und sich auf dem ... unpassierbar gemachten Pflaster ihren Weg bahnten, als sei nichts geschehen“, die „Kellerticks“, die sie während langer Angriffsphasen über Tage und Wochen ausbildeten: „In meinem Keller hatten sie den Löschwassertick: allerorten stieß man sich an Kannen, Eimern, Töpfen, Fässern, in denen eine trübe Brühe stand. Trotzdem wäre das Haus wie eine Fackel heruntergebrannt. ... Frau W. hat mir erzählt, daß in ihrem Keller der Lungentick grassiert. Sobald die erste Bombe fällt, beugen sich alle vornüber und atmen ganz flach, wobei sie die Hände gegen den Leib pressen. ... Hier in diesem Keller haben sie den Mauertick. Alle sitzen sie mit dem Rücken gegen die Außenmauer... Bumst es, so kommt der Tüchertick hinzu: Alle winden sich ein bereitgehaltenes Tuch um Mund und Nase und verknoten es am Hinterkopf.“

Sehr unterhaltsam zu lesen sind die Beschreibungen Adolf Hitlers: der Mythos wird zur beängstigenden Karikatur eines Psychopathen. In der Darstellung einer wichtigen Lagebesprechung im Februar 1945 finden sich solche Erinnerungen: „Hitler stand allein in der Mitte des Raumes; sein Kopf wackelte leicht, sein linker Arm hing schlaff herunter,

und die linke Hand zitterte stark.“ Jeder Handschlag war „schlaff und weich, ohne jede Kraft und ohne jeden Ausdruck“. An die folgende harte Auseinandersetzung mit Generaloberst Heinz Guderian erinnerte sich dieser: „Mit zorngeröteten Wangen, mit erhobenen Fäusten stand der am ganzen Leibe zitternde Mann vor mir, außer sich vor Wut und völlig fassungslos. Nach jedem Zornesausbruch lief Hitler auf der Teppichkante auf und ab, machte dann wieder dicht vor mir halt und schleuderte den nächsten Vorwurf gegen mich. Er überschrie sich dabei, seine Augen quollen aus ihren Höhlen, und die Adern an seinen Schläfen schwellen.“ Nachdem das zwei Stunden so gegangen war und sich Guderian noch immer weigerte nachzugeben, lenkte Hitler plötzlich ein“ und wendete sich mit liebenswürdigstem Lächeln an Guderian...

Durch die gesamten 700 Seiten zieht sich natürlich kontinuierlich die Beschreibung der Truppenbewegungen aller beteiligten Länderarmeen, wobei sich die Schlinge unmerklich um Berlin legt und allmählich, aber unaufhaltsam zuzieht. Die Spannung wächst mit der Konkurrenz der drei Marschälle der Roten Armee Shukow, Konjew und Rokossowski, jeder mit dem Ziel, zuerst Berlin einzunehmen und so mit seinem Namen als Befreier in die Geschichte einzugehen. Berlin erscheint zum Schluß wie ein riesiges erschöpftes schwarzes Tier, dem der Todeskampf gegen eine Herde lebendiger Jagdhunde kurz bevorsteht.

Es ist schwer, sich gegen die Faszination zu wehren und der Anteilnahme am Kampf beider Seiten zu entgehen. Es ist kein „Nieder mit dem einen - hoch mit dem anderen!“ Bei jedem Seitenwechsel des Berichtes wechselt der Leser auch sein Interesse.

Die Bewertung kann im Endeffekt wohl nur eine auf höherer Ebene sein, in dem Sinne, Krieg überhaupt als sinnloses Unterfangen anzusehen. Wenn man erfährt, wie Menschen als Kanonenfutter verschlissen, wie sie zum Material der Machtgier von Befehlshabern werden, wird eins klar: Krieg ist pervers. Die letzte Erkenntnis auch aus diesem Buch.

Anthony Read/ David Fisher: Der Fall von Berlin. Aufbau-Verlag, Berlin 1995. ISBN 3-351-02433-9, DM 49,90

rebus

Morgenduft, Rabattenzeit

ein Fortsetzungsroman

3. Fortsetzung

Da stand er: groß, breitschultrig, immer noch ein Hühne. Seine harten Gesichtszüge spiegelten die Erfahrungen weiter, nicht ungefährlicher Reisen wider. Sein scharfer Blick verlangte den unbedingten Gehorsam einem Herrscher gegenüber. Es zitterten vor ihm so viele, wie ihn verehrten: der Vater.

Und Henrik stand dort - größer noch, mit dem Mut, den Erfahrung noch nicht von Leichtsinn trennen kann. „Was soll das?“ Seine Stimme zitterte nicht. „Dies ist ein freies Land, mit freien Menschen. Und auch Ihre Tochter ist nicht Ihr Eigentum. Sie entscheidet nach ihrem Willen.“

„Ach, ein Freigeist ist er.“ Des Vaters Pranke ergriff die Hand Sophie-Charlottes, der ihre Mutter den Namen gegeben hatte. „Komml!“ Sie folgte ihm mechanisch. Er drehte Henrik den Rücken zu, ging. Eine Festung, unangreifbar, deren Mauern sich um das Mädchen aufbauten. Mit einem Sprung hätte Henrik ihn erreicht, ihm den Dolch in den Rücken gerammt - um der Geliebten den Vater zu nehmen? Mit Worten hätte er ihn zerreißen wollen - um durch ein trockenes Lachen gedemütigt zu werden?

Aber sollte er hier stehen bleiben und alles seinen Gang gehen lassen? Es gab den Streit der Familien, dessen Ursprung in erinnerungsloser Zeit lag - und er konnte von Glück reden, daß man nicht des Alten Knechte ihn mit Dreschflegeln von dem Ort verjagten, wo er sich befand. Es gab Nachbarn, zu denen Sophies Mitgift dem Vater weit eher paßte. Und es gab das Wort des Alten, das in dieser Familie geachtet und Gesetz war, seitdem er aus den Kolonien heimgekehrt war.

Sie würde bewacht werden, Sophie Charlotte würde in ihrem goldenen Käfig zu warten haben, bis über sie entschieden war. Noch drei Schritte die beide von der Kutsche, die just hinter dem Knick der Hecke stand. Der Vater vergaß nicht, die Angelrute aus dem Ständer zu nehmen, mit der er vorher allein am Teich gesessen hatte. Noch zwei Schritte, und der Verschluss würde sich öffnen, Charlotte von ihrem Vater in das Innere der Kutsche geschoben werden und die Tür ins Schloß fallen.

-k-



Kleiderbörse

Am 15.06.1995 lädt die „Laufmasche“ - Kontakt - und Begegnungsstätte für Frauen, Luisenstr. 45, Berlin-Mitte zur nächsten Kleiderbörse ein.

Von 10.00 bis 15.00 Uhr werden guterhaltene Kleidungsstücke kostenlos an einkommensschwache Frauen, Männer und Kinder abgegeben. Außerdem besteht die Möglichkeit, Kleidung zu tauschen.

Wer guterhaltene und saubere Kleidung für die Kleiderbörse spenden möchte, kann diese nach telefonischer Vereinbarung in der „Laufmasche“ abgeben

(Tel.: 284 641 61/62)

Termine des Studentenparlaments:

Kinoclub: 13.06., 20.00
Uhr Mephisto
20.06., 20.00 Uhr Faust

Antifa-Solikonzerte:
„Anarchist Academy“ -
16.06., 21.00 Uhr, Innenhof/Ostflügel

„The Age of Necrophile“ -
09.06., 21.00 Uhr, Krähenfuß

aus dem Artikel völlig verdreht seien, was angesichts des Telefonates mit dem Geschäftsführer aber nicht sein kann.

Wie zum jetzigen Zeitpunkt der Stand der Dinge ist war nicht in Erfahrung zu bringen, doch geht die Studentenvertretung des Studentenwohnheimes Sewanstraße der Sache weiter auf den Grund; es sieht aber so aus, daß das Studentenwohnheim Sewanstraße nicht von dem Abriß betroffen sei, sondern eines der Studentenwohnheime in der Treskowallee.

Betrifft: Meckerecke in UnAUF Nr. 65

Mit 66 fängt das publizistische Leben an. UnAUF hat es erreicht.

Wie zu erwarten, dominieren in der 2x33 Nummer Vergangenheitsbewältigung und Umerziehung. Hat UnAUF den Charakter, in diesem Zusammenhang Prof. Nolte zu zitieren?

Helmut Schinkel

Um Ernst Nolte zu zitieren, braucht es keinen Charakter. Aber um der UnAUF treu zu bleiben, schon. Oder wie ist die Leserzuschrift eines Herrn Schinkel in der letzten Ausgabe der Unicum zu verstehen?

Zu Interview mit Präsident Gerlach (FU)
in UnAUF Nr. 66

Herzlichen Dank für diesen schööööö-nen Beitrag.

Dies ist wirklich ein journalsitischer Höhepunkt und ein Meisterwerk an Ausgewogenheit. Schon seit längerer Zeit hatte ich mich gefragt, was denn der Streit der (Juristischen) Fakultäten eigentlich soll. Nirgends konnte man das genauer nachlesen, immer nur all-gemeines und allzu Gemeines. Und dann, plötzlich und unerwartet, nicht mal mehr das, sondern nichts, aber auch gar nichts. Weder in den einschlägigen Montags-Magazinen, noch in den Donnerstags-Blättern für längere Bahnfahrten. Und selbst jene beliebte Tageszeitung in Capitalis Quadrate (die einen immer ganz unaufgefordert auffordert: „Bild Dir Deine Meinung!“ - Welche auch sonst?)

Meckerecke



Zu Wohnen in Studenten-(wohn)-heimen in UnAuf Nr. 63

Der Artikel „Wohnen in Studenten-(wohn)-heimen“ in der Ausgaben Nr. 63 hat unter den Studenten des Studentenwohnheimes Sewanstraße große Aufregung hervorgerufen, da UnAufgefordert von dem Geschäftsführer des Studentenwerkes Herrn Fink erfahren hatte, daß von dem Umbau einiger Studentenwohnheimen bei der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft (FHTW) das

oben genannte Studentenwohnheim vom Abriß betroffen sei. Zum Zeitpunkt des Erscheinen der Nummer 63 stand der konkrete Termin bzw. der genaue Ablauf der Umstrukturierung der in Frage kommenden Studentenwohnheimen noch nicht exakt fest.

Aufgrund der Aufregung unter den Studenten hat sich die Studentenvertretung des Wohnheimes Sewanstraße mit dem Studentenwerk in Verbindung gesetzt und von dem entsprechenden Sachbearbeiter erfahren, daß die Informationen

trug diesbezüglich nichts mehr bei. Deshalb war ich richtig froh, daß das große Schweigen jetzt beendet ist und ich nun dank des o.g. Beitrages endlich, endlich ganz genau Bescheid weiß. Ich rechne fest damit, daß es so weiter geht und in UnAUF 67 die Fortsetzung folgt. Diesen Knüller kann man sich als Zeitung wirklich nicht entgehen lassen. Die Story hat das Zeug zur Serie und wäre sicherlich auch gut für einen TV-Mehrteiler im Universitäts-Fernsehen geeignet, mit dem Protagonisten an den Original-Schauplätzen und mit den Original Prüfungsfragen in O-Ton. Das wär doch mal was. Ich müßte auch nicht am Copyright beteiligt werden.

Jedenfalls viel Erfolg!

Karla Schmidt

her bin ich nicht bereit, es zu tun.

Im **übrigen ist diese Maßnahme** sowieso unmöglich und eine krasse **Verletzung unseres Rechts** auf Bildung.

Mit freundlichen Grüßen,

Stefan Bräunlin

P.S.: So alt und doch dank Ihrer ewig jung: "Wer verrät uns schnell..."

Berichtigung zu "Vorher oder nachher kassieren?" in UnAUF Nr.66

Unser Computer hat so manchesmal seinen eigenen Kopf bewiesen, so auch in der letzten Nummer, als eine Frage und Antwort des obigen Interviews verlorenging. Deshalb folgende Gebrauchsanweisung: 1. Zeile auf S. 48 vor die 1. Zeile auf S. 47. Die Frage S. 47 unten wird im folgenden nachgereicht:

Du studierst Sozialarbeit, also wird sicher das Thema Prostitution eine Rolle dabei spielen. Wie reagierst du, wenn Stricherthemen im Studium auftauchen?

Also natürlich bin ich in diesem Falle wesentlich aufmerksamer als allgemein üblich. In der Regel höre ich da aber meist den gleichen Senf. Wenn das Problem sozial beleuchtet werden soll, kommen immer Statistiken: Sexpraktiken, schwul oder nicht, Altersstruktur, das alte Griechenland etc. Alles Blödsinn. Statistische Fragen lassen sich so vielleicht beantworten, aber Rückschlüsse auf psychische Beweggründe

halte ich da für sehr gewagt. Verallgemeinerungen sind hier genauso ein Quatsch, wie bei der Frage: Warum geht jemand zur Polizei? Oder das über das Sexualleben von Politessen.

Betrifft: besondere Prüfungsberatung

Sehr geehrte Frau Dürkop!

Ich war doch ziemlich erstaunt, als ich heute in der StudierendenVV erfuhr, daß die Angaben in Ihrem freundlichen Brief an mich und die 10.000 anderen für die meisten der Angeschriebenen überhaupt nicht stimmen. Gibt für viele überhaupt keine Pflicht zur Beratung!

Ja prima, nun weiß ich natürlich nicht, ob ich nach einer Prüfungsordnung studiere, nach der ich tatsächlich zur Beratung muß, oder nicht, nach dem ganzen Prüfungs- und Studienordnungswirrwarr der letzten Jahre. Aber es kann ja wohl nicht im Ernst so sein, daß wir, die 10.000 anderen + ich jetzt alle erstmal zur Studiberatung rennen, nur um Ihren Brief erstmal für den Einzelfall auf Wahrheits-treue zu überprüfen!

Deshalb fordere ich Sie auf, das selber zu machen und mir noch einmal - dann aber bitte ehrlich - mitzuteilen ob ich diese Zwangsberatung aufsuchen muß.

Vor-



IMPRESSUM UNAUFGEFORDERT

Die Studentenzeitung
der Berliner Humboldt Uni.
Erstmals erschienen am
17. November 1989.

Herausgeber:

Studentenparlament der HUB

Redaktion:

Ingo Bach, Ulrich Miksch
(leitende Redakteure)
Franziska Ahles, Sylvia Domes,
Stephanie Gimmerthal, Klaus Kallenberg,
Juliane Kerber, Gerhard Kienast,
Alexandra Kolle, Georg Linde, Hannah Lund,
Antje Meinholdt, Rüdiger Neick,
Gesa Rothbarth, Jens Schley, Martje Schulz
Julia Trotha, Sylvia Wassermann

Kontakt:

Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10 099 Berlin
Hauptgebäude Raum 3022
Tel.: 2093 2288
fax: 2093 2770

Redaktionsschluß:

24. Mai 1994

Satz: Roody

Fotos: Fisahn, Bundesarchiv
Koblenz, Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz
Berlin, Dr. Olm, Dr. Seiffert, Krynitzky
(Weimar), Archiv
Titel: Bildarchiv
Preußischer Kulturbesitz Berlin

Druck:

Contrast
Tempelhofer Damm 210
12099 Berlin
gedruckt auf Recycling - Papier

Nachdruck, auch auszugsweise,
ist ausdrücklich erwünscht. Wir bitten aber
um Quellenangabe und Belegexemplar.
Für alle Fakten besteht das Recht auf
Gegendarstellung in angemessenem Umfang.
Namentlich gegenzeichnete Artikel geben
nicht in jedem Fall die Meinung der
Redaktion wieder. Kürzel werden nur von
Redaktionsmitgliedern verwendet.
Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe
gekürzt zu veröffentlichen.

UNAUFGEFORDERT Nr.68

erscheint am 28. Juni 1995

Die Redaktionssitzungen sind öffentlich:
montags, 18.00 Uhr
HG 3022

Redaktionsschluß für die nächste

Nummer:

14. Juni 1995

Aus aller Welt...

Der Gralshüter

“Linde – sch’wer bläde!” (Georg, reg mich nicht auf!)

Nachdem in der vorletzten UnAUFGEFORDERT fast der Eindruck entstehen konnte, in Mecklenburg spräche man das reine und ursprüngliche Deutsch, will ich das Bild hier zugunsten der Thüringer wieder gerade rücken. Tiefengruben heißt der Ort, in dem man suchen muß, um die letzten Verfechter der reinen deutschen Sprache zu treffen. Einer dieser Helden ist Pfote. Pfote ist nicht, wie man leicht denken könnte, der rechten Szene zuzuordnen, nein er ist nur “deutsch-national”. Und “Pfotenhauer” ist auch kein jüdischer Name (“soach das nisch nochma, Linde!”), nein er kommt nämlich von “Pfostenhauer” und ist urdeutsch und dann, ja dann ist es natürlich ganz was anderes.

Etwas betrunken tappt der tapfere Ritter auf den Bahnhof Weimar (16 km von Tiefengruben entfernt). Auf welche Weise er den falschen Zug bestiegen hat, war nicht mehr aufzuklären. Jedenfalls wacht er erst in Hanau wieder auf:

“Junge, wo willst Du hin?”
 “öaahBerge! ... n’das förn Nest hier?”
 (nach Bad Berka! Wo sind wir hier?)

“Hanau! Da sind Sie zu weit gefahren!”
 “Scheiß sch’drink nüscht mähr!” (Mist, ich besaufe mich nie wieder!)

Sechs Stunden später: “Pfote kommst’n jätz erscht häre?”

“Hoanau!” “Wiendoas?”
 “Nuaah ... G’dränkeunfall!” (“Jan, wo kommst Du jetzt erst her?” “Aus Hanau.” “Warum denn das?” “Ich hatte etwas zuviel getrunken.”)

“Setz’sch un drink erscht ma was!”
 “Oah nää, nich algholfrei!”
 “Wassen?” (“Setz Dich und trink was!” “Aber bitte kein alkoholfreies!” “Was willst

Du denn?”)

“Ischoa ähn Brand. Een Geschmagg inder Frässe als hädden zwee Raddn drin gefiggt! Erschtmal’n Bier neingärcheln!” (Ich habe Durst und überdies einen schlechten Geschmack im Mund. Ich will erst mal ein Bier trinken.)

Pfote gärchelt.



“Uaaah! Unn – wie’en Nille?”

“Nuaah!”

“n’sonst?”

“Nuaah. Unndu?”

“Nuaah. Unn madderiell?” (gegenseitiges Erkundigen nach dem Befinden: “Wie geht es Dir, Nille?” “Gut!” “Nichts Neues?” “Nein, und bei Dir?” “Nein. Und die Arbeit?”)

“Nuaah. Normal. Isch ha noch Arweet. Unndu?” (Ich habe noch Arbeit.)

“Ich ooch. Aber die Wessies machn noch alles kurz un kleen.”

“Nur zum Geschäftemachen sinnse hier. Unn, Pfote, wers’sch drüm gutsteht, der kommt doch nisch här?” (Der Westen hilft uns nicht sehr. Viele kommen geschäftlich. Wem es drüben gut geht, der kommt nicht hierher.)

“Alles dritte Garnidur! Drüm sinnse nisch geword’n, unn hier wolln’se uns gommandiern.” (Es kommen nicht immer die die Besten. Im Westen erfolglos und haben doch hier das große Sagen.)

“Die Ausländer aber genauso. Uns nähm’s de Arweet weg un ham dann noch die große Frässe.”

“Die Fidschies sinn die schlimmsten – wiede Gubbies, wenn’s um Absahn geht.”

“Nee, das is doch alles eens!” (Ausländer sind auch unangenehm, eine Differenzierung erfolgt nicht.)

Nächster Morgen (wieder in Tiefengruben)

“Machmer’n heute?”

“Birne zulötn ... wär nisch schlecht.” (was Alkoholisches trinken)

“Socke oder Basar?” (Gaststätte Zur Socke oder Getränkebasar?)

Es wird Übereinkunft erzielt, daß man lieber in den Getränkebasar geht, der “Schnabbo” ist dort billiger. nach kurzer tiefschürfender Unterhaltung hat Pfote die Idee, das in Tiefengruben so beliebte Gesellschaftsspiel zu spielen. Es wird ein Tablett mit “Daschenrudschern” (kleine Schnapsflaschen) gebracht, jeder zieht eine Flasche. Nach dem Austrinken vergleicht man die am Boden eingepprägten Nummern. Wer die höchste Nummer gezogen hat, bezahlt die Runde. Es wird ein Tablett gebracht, jeder zieht ... usw. Als ich Pfote mal daraufhin ansprach:

“Pfote, haste mit Deinen Saufkumpanten wieder mal Schnapsflaschen gezogen?”

“Soach nisch nochma Saufkumpane.”

“Gut, Pfote ... Kulturbund?”

“Linde, sch’wer bläde!”